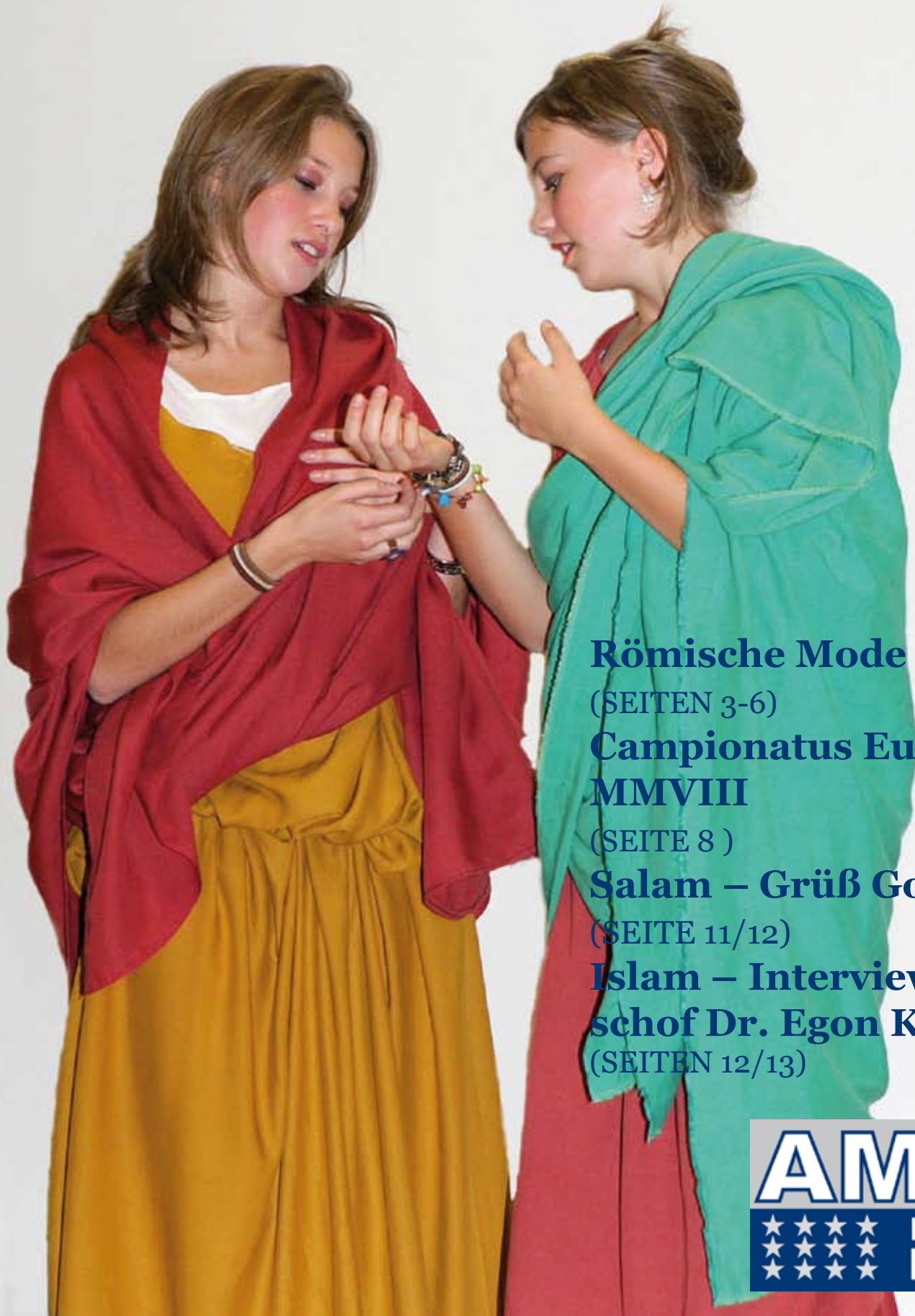


cursor

Latein4EU

Nr. 06 - JUNI 2008

ZEITSCHRIFT FÜR FREUNDE DER LATEINISCHEN SPRACHE UND EUROPÄISCHEN KULTUR



Römische Mode

(SEITEN 3-6)

Campionatus Europaeus

MMVIII

(SEITE 8)

Salam – Grüß Gott

(SEITE 11/12)

Islam – Interview mit Bischof Dr. Egon Kapellari

(SEITEN 12/13)

AMICI
★ ★ ★ ★ ★
★ ★ ★ ★ ★
★ ★ ★ ★ ★
LINGVAE
LATINAE

Editorial



ANTON SCHNUR
PRAESES AMICORUM LINGUAE LATINAE

CARISSIMI LECTORES

Den Zorn singe, Göttin, des Peleussohns Achilles, den unheilbringenden Zorn, der tausend Leid den Achäern Schuf und viele stattliche Seelen zum Hades hinabstieß.

„Am Anfang des ersten Satzes der europäischen Überlieferung, im Eingangsvers der Ilias, taucht das Wort „Zorn“ auf, fatal und feierlich wie ein Appell, der keinen Widerspruch duldet“. Mit einer Reminiszenz an Homer beginnt Peter Sloterdijk, Deutschlands Philosophie-Zampano, seine bedrückende Analyse der Gegenwart „Zorn und Zeit“ (2006), um gegen deren Ende – den „Zorn“ im Blick – das Auftreten des islamistischen Terrors an der Schwelle des 3. Jahrtausends zu hinterfragen. Er meint, es könnte sich hier so etwas wie „eine orientalische Alternative zum Kommunismus“ etablieren. Jedenfalls seien soziale Ursachen auszumachen. Bedrückend allemal die Feststellung, dass sich gerade die drei prophetischen, abrahamitischen und monotheistischen Religionen in weltweiten Konflikten gegenüberstehen. Sollte der ihnen eigene missionarische Impetus hier eine entscheidende und unheilvolle Rolle spielen? Eine diesbezügliche Untersuchung liefert Sloterdijk in seinem Buch „Gottes Eifer. Vom Kampf der drei Monotheismen“ (2007). Es sei an der Zeit, dass die „Eiferkollektive“ Parteien einer Zivilgesellschaft würden, dass die Religionen in ihr „Nach-Eiferstadium“ gelangten und mit der säkularen Zivilisation ein Bündnis zur Lösung der globalen Probleme suchten. Untereinander sollten die Religionen den nächsten Schritt von der friedlichen Koexistenz zum echten Gespräch gehen. Mit bemerkenswertem Scharfblick teilt Sloterdijk auch den Protagonisten des Kapitalismus ihre unheilvolle Rolle in diesem Welttheater zu: Diese räumten – unter Überhöhung des „sekuritären Imperativs“, besonders seit dem 11. September – Fragen der politischen und existentiellen Sicherheit einen deutlichen Vorrang vor solchen der

sozialen Gerechtigkeit ein. Die Bedrohung durch den islamistischen Terror werde geschickt durch die herrschende Klasse instrumentalisiert: die westlichen Gesellschaften sollten sich dadurch mit einem sukzessiven Abdriften der politischen Kultur in postdemokratische Zustände abfinden.

Wie sieht es nun aus mit einem echten Dialog der Religionen? Seit der umstrittenen Regensburger Rede von Papst Benedikt XVI. am 12.9.2006 – mit der er den Fokus auf das Verhältnis von Religion und Gewalt sowie von Glaube und Vernunft legen wollte – und der Antwort von 138 islamischen Gelehrten („Brief der 138“) kommt der Dialog verstärkt in Gang und steht an erster Stelle der globalen Religionspolitik. Das wesentliche Dokument der Christen dazu ist schon 45 Jahre alt: die Konzilerklärung zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“.

Eine unglaubliche Vision eines gegliederten Religionsdialoges stammt aus dem 13. Jahrhundert: Was Ramon Llull dazu zu sagen hat, ist bis heute (!) unübertroffen und hat im Übrigen Lessing zu seiner Ringparabel inspiriert. Das Exklusivinterview mit Bischof Dr. Egon Kapellari und der Beitrag von Thomas Schlager-Weidinger bieten viele interessante Informationen und runden den Themenschwerpunkt ab.

Was Lehrerengagement auf höchster Stufe bedeutet, das können Sie in der Titelstory zur römischen Mode lesen: ein toller Beitrag mit ebenso tollen Bildern, der zeigt, dass der Lateinunterricht heute viel zu bieten hat. Wenn Sie diesen Cursor lesen, ist der *Campionatus Europaeus MMVIII* schon längst im Gange – auch der Fußballsport hat seine Wurzeln in der Antike. Was eigentlich nicht? Die Begeisterung für die Technik jedenfalls, wie der erstaunliche Beitrag von Klaus Bartels zur „Philotechnia“ zeigt.

Bleibt mir, nach der Vorstellung dieses bunten Themenbogens, den „Dialog“ nochmals ins Visier zu nehmen (Dem Begriff „Dialog“ spürt in bewährter Weise Klaus Bartels nach): Die Bereitschaft der Religionen und Kulturen, miteinander – nach Llull'schem Vorbild – in echten Dialog zu treten, wird eine Überlebensfrage der globalen Zivilisation sein.

Ihnen wünsche ich eine spannende „cursorische“ Lektüre!

Mit den besten Grüßen bin ich Ihr

Anton Schnur

INHALT

Römische Mode.....3-6

Katharina Keplinger-Kail und
Andrea Greifeneder-Stadler

Dialog.....7

Klaus Bartels

Campionatus Europaeus MMVIII....8

Peter Glatz

Making of latein.eduhi.at.....9

Peter Glatz und Andreas Thiel

Salam - Grüß Gott.....10-11

Thomas Schlager-Weidinger

Islam – Interview mit

Bischof Dr. Egon Kapellari.....12-13

Peter Glatz

Begnung mit dem Islam.....14-15

Peter Glatz

Philólogos, Philótophos,

Philótechnos.....16-17

Klaus Bartels

Nacht der Nächte.....18

Regina Loidolt

Hüte dich vor den

Ideen des März, Cäsar!.....19

Renate Glas

Philosophische Positionen im

20. Jahr-hundert zur

Philosophie des Geistes.....20-23

Peter Grunert

IMPRESSUM

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Amici Linguae Latinae
Freunde der lateinischen Sprache
A-4020 Linz, Herrenstr. 18
E-Mail: info@medias.at

Chefredaktion:

Mag. Peter Glatz, Mag. Christoph Kremer

Gestaltung:

MEDIAS MARKETING & WERBUNG
A-4020 Linz

Kontonummer: 1655745,
Raiffeisenlandesbank OÖ, BLZ: 34000

Bildverweis:

Seite 16, 17, 22 stockxpert



Beim Gelage...

Am Laufsteg in der urbs aeterna

Katharina Keplinger-Kail und Andrea Greifeneder-Stadler

MODE – Vielleicht auch die Sache, auf jeden Fall aber das Wort kommt aus dem Lateinischen: *modus* bezeichnet die „Art und Weise“, wie etwas getan, wie etwas präsentiert wird. Viele Jahrhunderte später haben dann die modebewussten Franzosen jenen Begriff auf die heute dominierende Bedeutung eingeschränkt: „Mode“ spiegelt seither den sich über die Zeit hin wandelnden Geschmack in den verschiedensten Lebensbereichen wider, vor allem die Art, sich zu kleiden und die Haare zu tragen. Zweifelsohne aber steht fest, dass auch im alten Rom all das schon von Bedeutung war, worauf heute Damen und Herren von Welt Wert legen: Vom Scheitel bis zur Sohle, vom Parfüm bis zum Geschmeide.

Mode braucht immer Öffentlichkeit – im antiken Rom fand man diese Öffentlichkeit nicht wie heute über trendige Hochglanz-Magazine, sondern viel einfacher, unmittelbarer und persönlicher über Begegnungen auf dem Forum Romanum. Hier, auf dem zentralen Platz der Stadt, war das Zentrum von Religion, Politik und Wirtschaft. Hier trafen sich Frauen und Männer aller gesellschaftlichen Stände in den ihnen jeweils gebührenden Gewändern.

Vergil, der berühmte Dichter des augusteischen Zeitalters, legte im ersten Buch seiner *Aeneis* dem Göttervater Jupiter eine Vorhersagung für die römische Weltherrschaft in den Mund und bezeichnet die Römer als *rerum dominos gentem-*

que togatam, Herren der Welt, Volk in der TOGA. Dieses Kleidungsstück war Nationaltracht und Kennzeichen eines Bürgers, der das römische Bürgerrecht besaß. Der Symbolgehalt der Toga war vielfältig: Ein junger Römer trug zunächst die *toga praetexta*, die mit einem breiten Purpurstreifen gesäumt war. (Für ein Gramm des teuren Farbstoffs Purpur wurden übrigens 8000 Schnecken benötigt!) Im Alter zwischen 15 und 17 Jahren wurde ihm die reinweiße *toga virilis* angelegt, als Zeichen dafür, dass er nunmehr zu den Erwachsenen gehörte.

Die normale Toga war aus schwerer, naturweißer Wolle gearbeitet und hatte keine Farbornamente. Die schon erwähnte *toga praetexta* trugen außer Knaben auch Priester und Beamte. Amtsbewerber hingegen waren in eine reinweiße Toga gekleidet, die *toga candida*, wonach sie bis heute als Kandidaten bezeichnet werden.

Trauernde legten die *toga pulla* an, deren Farbe von grau bis schwarz reichte. Vergleicht man die enge, einfach gelegte *toga* des *Arringatore*, des Redners der frühen republikanischen Zeit, mit jener der augusteischen Zeit, so erkennt man, dass sich die Toga zu einem stoffreichen, aufwändigen Kleidungsstück entwickelt hatte. Das Anlegen des Staatskleides glich beinahe einem Staatsakt: Zunächst wurde der Stoff der Länge nach in zwei ungleiche Hälften gefaltet, von der linken Schulter fiel vorne das eine Ende bis zu den Füßen herab. Den anderen Teil ließ man hinten



Republikanische Toga

über die Schulter fallen und zog ihn dann unter den rechten Arm. Den übrigen Teil warf man über die linke Schulter. Besonders aufwändig zu drapieren war das Mittelstück des Gewandes, *sinus* genannt, das durch seinen bauschigen Faltenwurf beeindruckte. Aufgrund dieses komplizierten Anlegens, wozu man mehrere Gehilfen benötigte,

wurde die toga als Alltagsgewand vom PALLIUM abgelöst und diente nur mehr zu repräsentativen Zwecken. Schon Verres soll in seiner Funktion als Prätor eine Parade im griechischen pallium, einem weniger faltenreichen Mantel aus einem rechteckigen Tuchstoff, abgenommen haben. Die toga kam derart aus der Mode, dass Kaiser Augustus sich veranlasst sah, per Dekret die Römer zum Tragen der toga bei öffentlichen Anlässen, Spielen, vor Gericht, beim Opfer und bei der morgendlichen salutatio des Klienten vor dem Patron zu verpflichten.



Anlegen der kaiserzeitlichen Toga

ten.

Die PAENULA, ein ponchoartiger Überziehmantel aus einem dicken, groben Wollstoff mit Kopfschlitz, manchmal mit Kapuze, hatte eine ovale Grundform und war von unten her aufgeschlitzt, die Kanten konnten zurückgeschlagen werden. In der Frühzeit war die paenula der Mantel der niederen Stände, später wurde sie, größer und purpurgefärbt, auch von Männern und Frauen der Oberschicht getragen. Die paenula bot, vergleichbar mit unserer heutigen Pelerrine, für Zivilpersonen auch einen guten Regenschutz.

Ein vor allem für Soldaten, aber auch für die Zivilbevölkerung typisches Kleidungsstück war das SAGUM. Dabei handelt es sich um einen keltischen Mantelwurf - purpurfarben oder weiß -, der in der Nacht zusätzlich als Decke diente. Dieses rechteckige Stück Stoff wurde mit einer Fiebel, einer Gewandspange zusammengehalten. Das Anlegen des sagum bedeutete eine Kriegserklärung, das Ablegen den Friedensschluss.

Entkleiden wir nun den Römer, so zeigt sich, dass dieser unter der toga eine TUNICA, ein hemdartiges Gewand trug, das aus 2 rechteckigen Stoffstücken zusammengeknäht war. Für Hals und Arme wur-

den einfach Durchschlüpfe offen gelassen. Ärmel bildeten sich entweder aus der Stofffülle über der Schulter oder wurden extra eingesetzt. War die tunica mit einem oder zwei schmalen Purpurstreifen besetzt,



Pallium



Paenula

so wusste man, dass der Träger ein Ritter war. Eine tunica mit erheblich breiteren Streifen, genannt clavi, zeigte jedem Passanten, dass ihm gerade ein Senator begegnete. In der kalten Jahreszeit trugen manche Römer eine Untertunica. Von dem zu Erkältungen neigenden Kaiser Augustus weiß man, dass er sich im Winter in 4 tunicae hüllte.

Unter der tunica trugen die Römer eine spezielle Form der heutigen Boxer-Shorts, ein SUBLIGACULUM. Dieses bestand meist aus einem dreieckigen Stück Stoff, wobei 2 Enden um die Hüfte geknotet wurden. Der dritte Teil wurde zwischen den Beinen hindurch und vorne wieder herausgezogen und bedeckte somit den markanten Körperteil des Mannes. Das subligacu-

lum schützte als Minimalbekleidung auch Gladiatoren im Kampf oder Sklaven bei harter Arbeit.

Völlig aus der Reihe fielen mit ihrer Kleidung auch im alten Rom schon junge Leute, meist Männer aus wohlhabenden angesehenen Familien. Manchmal versuchten sie mit weiblichen Kleidern aufzufallen



Sagum

oder mit unrömischen Gewändern die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wie z.B. mit orientalischen Umhängen in grellen Farben sowie mit durchsichtigen Seidentogen. Man weiß, dass diese Provokationen den Philosophen Seneca in großen Zorn versetzten. Bevor wir uns mit der römischen Damenmode im Detail beschäftigen, werfen wir nun einen Blick auf das Haupt der Römer, auf ihre Haar- und Gesichtspflege. Ließen sich römische Männer der Frühzeit ihre Haare einfach wachsen und lang herunterhängen, so ging man ab dem 3. Jh. v. Chr. regelmäßig zum tonsor in die Barbierstube, um die Haare in Form zu bringen.



Tunica



Subligaculum

Betrachtet man die Haarpracht der römischen Frauen, so gestaltete sich die Frisur während der Republik als schlicht. Das oft gescheitelte Haar wurde nach hinten gekämmt und am Nacken zu einem Knoten (*tutulus*) zusammengefasst oder mit Hilfe eines Bandes, einer *vitta*, zu einem mächtigen Bausch aufgetürmt. Gewellte, parfümierte Haare wiesen hingegen die Trägerin als „leichtes Mädchen“ aus und schickten sich daher für die anständige Frau nicht. In der Kaiserzeit gaben die Damen des Palastes den Modeton an. Man ging natürlich nicht zum Friseur, sondern beauftragte Dienerinnen, *ornatrices*, mit der oft schwierigen Aufgabe, die Haare kunstvoll hochzustekken oder mit dem Brenneisen (*calamistrum*) in Locken zu legen.

Damen der vornehmen Gesellschaft trugen häufig ein Diadem bzw. ein Band im Haar. Ein goldgewirktes Netz konnte das Haar ebenso zieren wie Haarnadeln aus Metall, Elfenbein oder Knochen.

Klagten Damen über einen schlechten Haarwuchs infolge des starken Ondulierens und Färbens mit Asche oder Henna, so suchten sie die Straße der Perückenmacher beim *Circus Flaminius* auf, um Utensilien für eine attraktives Aussehen der Haare zu besorgen. *Messalina*, die Gattin des Kaisers *Claudius*, tarnte sich beispielsweise mit einer Perücke und setzte diese gleichzeitig als sexuelles Reizmittel ein, wenn sie in ihrem Doppelleben als „Hobby-Hure“ im Bordell ihre schwarzen Locken unter einer blonden Perücke verbarg. Übrigens, nicht nur heute tragen Männer ihre Eitelkeit in der Haarpracht in Form von Farbsträhnen, *Toupets* oder Dauerwellen zur Schau. Auch in der Kaiserzeit griffen Römer zu Perücken und zuvor zu Färbemitteln. Blaue Haartönungen, speziell für die Haare an der Schläfe, waren in Mode. Über eine allzu intensive Färbung der Haare spottet der Dichter *Martial* in einem seiner Gedichte, wenn er berichtet: „dass sich ein Mann plötzlich von einem Schwan in einen Raben verwandelte habe.“

Kosmetika, Cremen, Parfüms, in Keramik- oder Alabastertöpfchen bzw. in Glasfläschchen aufbewahrt, spielten für die römische Frau eine große Rolle. Für das Rot zum Färben der Lippen wurde gerne Ocker, der wohl älteste natürlich vorkommende Farbstoff, verwendet. Die Grundlage des Make-ups bildete ein Puder aus Bleiweiß oder Kreide, das mit Honig oder fettigen Substanzen aufgetragen wurde. Das darüber gepinselte Rouge wurde entweder aus der Lackmusflechte oder der Purpurschnecke gewonnen. Ruß oder ein Puder aus Antimon umrandete meist sehr stark die Augen und unterstrich die Form der Augenbrauen. Um die Gesichtshaut bei so viel Schminke wieder zu regenerieren, waren Gesichtsmasken üblich. Rezepte dafür finden sich bei *Ovid* und *Plinius dem Älteren*. *Ovids* Gesichtsmaske beruht auf pflanzlicher Grundlage: „650 Gramm Gerste, 650 Gramm Erve“ – das ist eine Hülsenfrucht – „50 Gramm Hirschhorn, 12 Zwiebeln von Narzissen, 50 Gramm gewöhnliche Zwiebeln und Getreidespelt, sowie ein halbes Kilo Honig als Bindemittel.“ Die in mehreren Lagen aufs Gesicht aufgetragene Maske hatte laut *Ovid* folgende Wirkung: „Jede, die ihr Gesicht mit einem Mittel dieser Art behandelt, wird glatter strahlen als ihr Spiegel.“ Neben einer für den heutigen Gebrauch weniger geeigneten Hautcreme aus

auch hier am Geschmeide einer Frau. Trugen in der republikanischen Zeit Männer gerne am Ringfinger der linken Hand einen Siegelring, später auch mit Edelsteinen besetzte Ringe an mehreren Fingern, so fanden römische Damen nichts Seltsames dabei, als wandelnde Juwelierläden aufzutreten. Die häufigsten Schmuckstücke waren Ringe, Ohrgehänge, Armreifen, Halsketten, Schenkelspangen, Knöchelreife und Hüftketten. Von den Goldschmieden kunstvoll verarbeitet wurden Metalle wie Gold, Silber und Zinn, Edelsteine wie grüne Smaragde, blaue Saphire, Opale und Diamanten sowie aus dem Orient importierte Naturperlen. Von geringerem Wert waren Schmuckstücke aus Koralle, Bernstein und buntem Glas, die nicht für Repräsentationszwecke, sondern im Alltag getragen wurden. Besonders erwähnenswert sind schließlich die aus Edelsteinen geschnittenen Kameen oder Gemmen, die neben der dekorativen Wirkung auch die Schutzfunktion eines Talisman hatten. Wenn sich heute Models auf dem Laufsteg bewegen, dann lässt sich etwas Verbindendes mit der römischen Damenmode vor 2000 Jahren erkennen: ein paar Nadelstiche reichen aus, um die volle Wirkung eines Kleidungsstückes zu erzielen. Wie aber kleideten sich nun die Römerinnen?



Dame der vornehmen Gesellschaft mit Dienerinnen

Plazenta von Tieren, Milch, Kot und Innereien bestehend, empfiehlt *Plinius der Ältere* gegen Falten eine Gesichtsbehandlung mit Eselsmilch. Von *Poppaea Sabina*, der langjährigen Geliebten und späteren Gattin *Neros*, weiß man, dass sie zum Zwecke ihrer Schönheit auf all ihren Reisen eine Herde Esel mitführte(!). Der Wunsch sich zu schmücken ist ein zutiefst menschliches Bedürfnis, so auch bei den Römern. Reichtum zeigte sich

Die *PALLA* war das Ober- bzw. Übergewand der römischen Frau. Die Tragweise dieses rechteckigen Tuches konnte je nach Geschmack variieren. Angelegt wurde die *palla* ähnlich wie die *Männertoga*. In der Öffentlichkeit bewegte sich eine Römerin stets in diesem Kleidungsstück. War sie verheiratet, verhüllte sie in der Regel auch ihren Kopf. Von einem gewissen *C. Sulpicius Gallus* wird erzählt, er habe seine Frau verstoßen,

weil sie sich auf der Straße mit bloßem Haupt gezeigt hatte. Zum Zeichen der Trauer wurde die palla zerrissen. Ein Sonderform der weiblichen tunica stellte die STOLA dar – ein kurzärmeliges, gegürtetes Hemdgewand von einer Länge, die oft die Bewegungsfreiheit der Füße beeinträchtigte. Die stola, bei der die darunter getragene tunica sichtbar war, galt als Obergewand der verheirateten, ehrbaren Frau der Oberschicht, der matrona. Unter Kaiser Augustus wurden Frauen, die dieses Gewand tragen durften, vor öffentlichen Frivolitäten geschützt.

Unter Kaiser Tiberius mussten Ehebrecherinnen die stola ablegen, an ihrer Stelle trugen sie ebenso wie Prostituierte die toga. Die stola wurde verstärkt zum Symbol für moralische Werte. Bis in die frühe Kaiserzeit galt sie als Göttinnengewand – die CALASIS. Eine Besonderheit waren die kleinen Knöpfchen, die das Gewand an den Schultern zusammenhielten. Außerdem bestand sie aus einer sehr breiten Stoffbahn, die nur an einer Seite zusammengeheftet war. Damit bekleideten sich natürlich vor allem Matronen aus der Führungselite. Diese konnten sich mit jenem Kleidungsstück in eine göttliche Sphäre stellen und dadurch die politischen Ambitionen ihrer Männer unterstützen. Ganz wichtig wurde die calasis allerdings zur Zeit Neros, denn dieser verbot den Matronen das Tragen der stola. Um dennoch ihre Tugenden zu betonen und sich von den gewöhnlichen Frauen abzuheben, nützten sie den vornehmen und göttlichen Symbolgehalt der calasis.

Ein Gewand für Angehörige aller Klassen und aller (römischen) Zeiten war dagegen die TUNICA. Sie konnte Obergewand oder Untergewand (unter der Stola) sein. Unterschiede zur Männertunica gab es natürlich: Sie war länger und wurde zweimal gegürtet (unter der Brust und um die



Die Tunica wurde zweimal gegürtet. Darüber trug man eine Stola.



Palla

Hüften). Übrigens: was das Färben der Stoffe betrifft, so stand die ganze Farbpalette zur Verfügung. Das Färben stellte nur insofern ein Problem dar, als die wenigsten Farben farbecht waren. Schon ein kleiner Regenguss konnte das prächtige Outfit einer Römerin zunichte machen. Nun stellt sich aber die heiße Frage: Wie war die römische Dame unter der tunica bekleidet? Darunter getragen wurde wohl die erste Form des Wonder-Bras, die sogenannte FASCIA PECTORALIS. Diese mehrmals um den Busen geschlungene Binde aus Stoff oder Leder diente vorwiegend dazu,

die Brust aufrecht zu halten und größer erscheinen zu lassen. In ähnlicher Form war die fascia auch Teil der römischen Bademode – den Beweis liefert ein Mosaik aus spätrömischer Zeit kurz vor dem Zerfall des Imperiums. Von Kopf bis Fuß auf Mode eingestellt! Wenn abschließend ein Blick auf das Schuhwerk der Römer geworfen wird, so sticht einem sofort die Sandale, die SOLEA, ins Auge, bestehend aus einer Sohle, die mit Riemen am Fuß befestigt war. Sandalen sollen sehr bequem gewesen sein, durften aber, da es den römischen Sitten widersprach, nicht in der Öffentlichkeit – Ausnahme war der Weg zu einem privaten Gastmahl - getragen werden. Bei offiziellen Anlässen und auf dem Forum war festeres Schuhwerk gefragt, der CALCEUS, ein auch nach heutigen Kriterien richtiger Schuh aus weichem Leder, der nur zur toga getragen werden durfte. Damen trugen diese Schuhe in weiß oder anderen Farben und ließen sie oft mit Gold und Edelsteinen besetzen. Ein ganz besonderes Schuhwerk stand Soldaten und all jenen, die viel im Freien arbeiteten, zur Verfügung: Die CALIGAE – Stiefel, deren Sohle aus Rindsleder bestand, acht Millimeter dick und mit 80 bis 90 Eisennägeln beschlagen war – reichten mit ihrem Riemengeflecht weit über den Knöchel, wodurch das Anziehen einige Zeit in Anspruch nahm.

Silbenrätsel - Kleider mach(t)en Leute, auch schon in der Antike

A, A, BU, CA, CAL, CE, CU, DE, DI, FI, GA, LA, LA, LE, LUM, MA, MA, NA, NI, PUR, PUR, RE, SO, STO, TI, TO, TRO, TU, US

Aus einem etwa 4m x 2,5m großen Stück Stoff bestand eine (1). Darunter trug der Römer eine (2), ein Untergewand. Die Toga eines höheren Beamten war an einem etwa 7cm breiten Streifen aus (3) zu erkennen. Eine (4) durfte nur eine römische Frau, eine (5) tragen. Gewänder wurden zumeist mit einer (6) zusammengehalten. Als Fußbekleidung diente entweder eine (7), eine Sandale, oder ein (8), ein geschlossener Schuh aus weichem Leder. Da Frauen ihr Haar in der Regel lang trugen, verwendeten sie zumeist ein (9), ein Haarnetz. Als Kopfschmuck diente oft prächtiges (10).

Die ersten drei Einsender, die unter info@medias.at, Kennwort "Mode" die richtige Lösung bekanntgeben, erhalten eine CD "Ikarus" von Clemens Huber

Amicus



CLEMENS HUBER

Clemens Huber wurde 1966 in Schwarzach/Salzburg geboren und studierte klassische Gitarre am Mozarteum in Salzburg.

Er lebt in Linz, wo er als Gitarrelehrer am Adalbert Stifter-Gymnasium und an der Landesmusikschule OÖ wirkt. Außerdem ist er als Solist und in verschiedenen Ensembles aktiv.

Seine Schullaufbahn beendete er mit der Matura am humanistischen Gymnasium Borromäum in Salzburg (Latein ab der 3. /Altgriechisch ab der 5. Klasse).

„Zwar war ich nie ein Sprachtalent, habe es aber, vor allem im Nachhinein gesehen, nie bedauert, die zwei klassischen Sprachen – nur fälschlicherweise als „tot“ bezeichnet – gelernt zu haben, weil mich besonders die Geschichte und die Mythologie immer fasziniert haben. Abgesehen vom Verständnis für romanische Sprachen habe ich in der Musik viele Themen wiedergefunden und mich auch in meinen eigenen Kompositionen davon inspirieren lassen.“

Bezüge in seiner Musik finden sich in seiner CD „Ikarus“, die 15 Eigenkompositionen beinhaltet, u. a. das Titelstück „Ikarus“, das musikalisch den Aufschwung, das Dahinsegeln und schließlich den Absturz des Ikarus beschreibt. „Diese Sage faszinierte mich, seit ich sie kenne und ich habe heute noch das Bild dieser fliegenden Menschen vor mir, so wie ich mir das damals als Kind vorgestellt habe.“

3. Preis beim internationalen Festival St. Petersburg in der Kategorie Ensemble

Sein Repertoire umfasst verschiedene Stile von Klassik bis zur modernen Unterhaltungsmusik (lateinamerikanische Musik), aber auch eigene Kompositionen und Lieder sowie Bearbeitungen

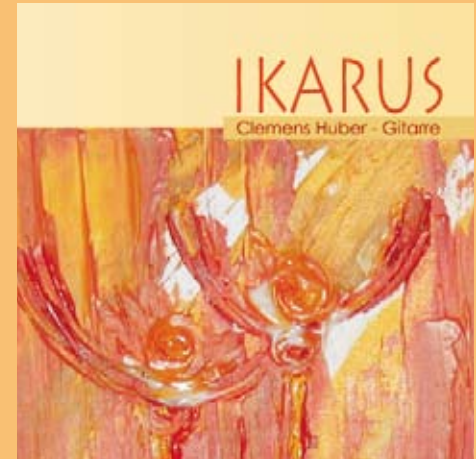
von Jazzstandards bis Popsongs.

2005: erste Solo-CD: „Ikarus“ mit 15 Eigenkompositionen

Mitwirkung bei verschiedenen CD Produktionen.

Die Homepage des Künstlers www.teacher.eduhi.at/clemenshuber ist sehr übersichtlich gestaltet, topaktuell und bietet gediegene Information für Liebhaber der Gitarrenmusik und auch viele brauchbare Noten für Gitarrenspieler zum Download.

e-mail: clemens.huber@eduhi.at



Dialog

Klaus Bartels

Was in einem dicken Buch Vorwort und Nachwort, das ist im Theater Prolog und Epilog, griechisch *prologos* und *epilogos*, wörtlich verdeutscht "Vorspruch" und "Nachspruch". Da stehen der griechische *logos* für "Wort" und "Spruch" und die griechischen Kopfstücke *pro-* fürs "Vorneweg"-Schicken und *epi-* fürs "Obendrauf"-Setzen, und damit hat es sich auch schon: "Prolog" und "Epilog" sind vergleichsweise einfache Verwandte und hier gerade gut für den Prolog zum "Dialog".

Auch "Dialog" und "Monolog" sind ursprünglich im Theater zu Hause. Der "Monolog", eine Prägung erst des 18. Jahrhunderts, wörtlich ein "Alleinwort", ist auf das Selbstgespräch auf offener Bühne gemünzt, meint also eigentlich den Dialog des Helden mit sich selbst. Danach sprechen wir dann bildlich auch vom rücksichtslosen "Monologisieren", wenn einer vergisst, dass die Natur uns zwei Ohren und nur einen Mund gegeben hat; da ist der Monolog dann durchweg ein abgeblockter Dialog.

Nun ist der "Dialog" nicht einfach ein "Zwiesgespräch": Das griechische Kopfstück *dia-* heißt nicht "zwei", sondern "durch", und der griechische *logos* heisst hier auch nicht einfach "Wort" oder "Spruch".

An dieser Stelle müssen wir etwas weiter ausholen; dieser *logos* hat es mächtig in sich. Eigentlich bezeichnet er Verhältnisse, zum Beispiel Zahlenverhältnisse wie 2 zu 1, 3 zu 2, 4 zu 3. "Analog", griechisch *analogon*, bedeutet bis heute "im gleichen Verhältnis"; griechisch *logizesthai* heißt "berechnen", griechisch *logismos* heißt "Berechnung"; die Formel "logon geben" entspricht unserem "Rechenschaft geben", sei's über Einnahmen und Ausgaben, sei's über Gründe und Gegenstände.

Von dieser Grundbedeutung her kann der *logos* etwa bei Heraklit die Ordnung bezeichnen, die diese Welt "im Innersten zusammenhält", und so auch die Vernunft, die diese Ordnung zu erkennen vermag. Von daher erklärt sich auch die Bedeutung "Sprache, Rede": Unsere Sprache drückt ja von Wort zu Wort, von Satz zu Satz Verhältnisse aus, wie das syntaktische von Subjekt und Prädikat oder das "logische" von Ursache und Wirkung. Logo, dass die europäische Wissenschaft von der Astrologie bis zur Zoologie seit ihren Anfängen im 6. Jahrhundert v. Chr. unter dem Zeichen dieses *logos* steht.

Und nun zurück zum "Dialog", griechisch *dialogos*: Dahinter steht ein Verb *dialegesthai*, und das verdeutschen die Wörterbücher einfach mit "sich unterhalten". Aber damit ist das Beste unter den Tisch gefallen. *Dialegesthai*, das heißt jetzt genau: dass zwei miteinander "sich etwas durchrechnen", und dieses im Falle eines ernsthaften philosophischen, wissenschaftlichen *Dialogos* nicht nach Heller und Pfennig, sondern nach Grund und Gegengrund, Grund und Grundesgrund, und so pünktlich Schritt für Schritt, in Rede und Gegenrede, bis sie sich einig sind: übers Wissen oder übers Nichtwissen.

Dieser Dialog ist der Weg der Sokratischen Philosophie gewesen und bis heute, nun in globaler Vernetzung, der Weg jeder wahrhaften Wissenschaft geblieben. Was ist dagegen eine bloße gute oder schlechte "Unterhaltung"? Wenn zwei sich einen Abend hindurch noch so gut "unterhalten haben", so besagt das doch nur, dass die beiden einer dem anderen hinüber und herüber recht "unterhaltsame" Sprüche untergehalten haben, mit dem Erfolg, dass sie sich diesen Abend hindurch darauf haben halten können und nicht vor lauter Langeweile unter den Tisch gefallen sind.

Campionatus Europaeus MMVIII in Austria Helvetiaque habitus

Peter Glatz

Die Fußballeuropameisterschaft ist das Ereignis des Jahres. Die Faszination Fußball ist unbestritten, wird bisweilen sogar zur Religion. Dazu wurde im Wiener Dommuseum(!) am 21. Mai 2008 eine Ausstellung „Helden – Heilige – Himmelsstürmer“ eröffnet.

Woher kommt das Spiel eigentlich? Fest steht, dass in vielen antiken Kulturen Ballspiele gebräuchlich waren. Plato empfiehlt die Ballschlacht „Sphairomachia“, die vor allem in Sparta sehr populär war, als vormilitärische Übung. Spielfeld war die Rennbahn, auf der die Akteure zur Begeisterung des Publikums um den Ballbesitz kämpften und sich auch prügelten. Jeder männliche Spartaner musste sich dieser Mannbarkeitsprüfung unterziehen, um "sich" für das ganze Leben tüchtig zu machen. Bereits ca. 2000 v. Chr. hatten die Griechen ein anderes Ballspiel entwickelt: Episkyros, auch Phaininda genannt und hauptsächlich von Männern gespielt. Das Spielfeld, auf dem mit Gips ("skyros") eine Mittellinie gezogen wurde, wies bereits Übereinstimmungen mit dem heutigen Fußballfeld auf.

Die Römer betrieben ca. 200 v. Chr. ein als „harpastum“ („Raffballspiel“) bekanntes Ballspiel, das wahrscheinlich vom griechischen Episkyros ausging und ca. 800 Jahre lang populär war.

Auch mit den Fans hatten die Veranstalter in der Antike bisweilen ihre liebe Not – so viel Unterschied zu heutigen Verhältnissen dürfte nicht bestanden haben. Von Pom-

peji weiß man, dass das dort befindliche Amphitheater auf Grund von Ausschreitungen von Hooligans unter Nero für zehn Jahre gesperrt wurde. Die Vorsichtsmaßnahmen bei großen Wettkämpfen standen offensichtlich den heutigen Einsatzplänen nichts nach, wie wir z.B. aus den Schilderungen des Tacitus über die Sicherheitsmaßnahmen bei den Dionysien in Chios wissen.

Grundsätzlich wurden bereits in der Antike die Wettkämpfe zum Vergnügen des Publikums ausgetragen – im wahrsten Sinne des Wortes eine „sportliche Angelegenheit“: deportare hieß im Lateinischen „wegbringen, fortschaffen“, im Dialekt „zerstreuen, vergnügen“, was sich auch noch im altfranzösischen Ausdruck se deporter (sich vergnügen, zerstreuen) zeigt. Die ersten zwei Buchstaben wurden gekappt – und unser „Sport“ hatte dem Worte nach das Licht der Welt erblickt. Der Sache nach war der Sport schon immer eine wichtige Sache für die Römer: unter militärischem Aspekt war die körperliche Ertüchtigung der wesentliche Nutzen. Generell war sportliche Ertüchtigung in der römischen Antike in den vielfältigen Thermen, Spielplätzen und Fitnesszentren für alle möglich.

Die Sprache des Fußballs ist unbestritten Latein: Der „Libero“ „befreit“ (libero 1: befreien) seine Mannschaft in der Verteidigungshälfte von gefährlichen Situationen, er selbst hat als einziger keinen Gegenspieler; der Penalty (lat. poena, ae f.: Strafe) ist ein Strafstoß; das „Defensiv“konzept stärkt die Verteidigung (defensio, -onis f.: Verteidigung); beim Solo (solus 3: alleine) spielt der Spieler den Ball alleine, beim Corner tritt er den Ball von der Ecke (eigentlich von der Flanke: cornu, -us n.). Eine Liste weiteren Fußballlateins gefällig? Fußballspiel: pedifolium, Fußballplatz: campus, Fußball: pila, Netz: rete, Schuss: iactus, Freistoß: iactus liber; Elfmeter: iactus undecim metrorum, Flanke von rechts: iactus lateralis dexter, rote Karte: chartula rubra, Stürmer: aggressor, Verteidiger: defensor etc. Wenn Sie immer noch nicht genug haben, finden sie bei den Linktipps weitere Hinweise.

Die brandneue lateinische T-Shirt-Serie zur Fußball EM 2008 – Topaktuell, modisch und zeitlos!

Mit 7 originellen Motiven vom FAUTOR FANATICUS („Fan“) über die SPONSA PEDIFOLLICA („Kickerbraut“) bis zum LUSOR CANINUS („Hundskicker“).

für Fußballfans...oder die, die's noch werden wollen!

für Lateinfreunde... oder die, die das Trauma endlich überwinden möchten! für EM-Enthusiasten... oder die, die keine Tage zählen - carpite dies!

für Fashion Victims... oder die, die erkennen, was zeitlose Eleganz ist!

für alle Rot-Weiß-Roten... oder die, die einfach nur gute Spiele sehen wollen!

für Shopper... oder die, die schnell ein originelles Geschenk finden möchten! Unter den Linktipps finden Sie die Homepage mit allen nötigen Informationen.

Der Teamarzt des Österreichischen Nationalteams, Dr. Ernst Schopp, hat uns während der EM-Vorbereitung in Lindabrunn ein kurzes Exklusivinterview gegeben:

Cursor: Herr Dr. Schopp, welche Erinnerungen haben Sie an Ihren Lateinunterricht in der Schule?

Dr. Schopp: Anfangs schreckliche, ich wäre in Latein fast durchgefallen und habe im Rahmen des erforderlichen Nachlernens die Liebe zu Latein entdeckt und freiwillig in Latein mit gutem Erfolg maturiert.

Cursor: Ihr Namenskollege Markus Schopp hat nach seinem Wechsel zum AS Brescia in einem „Kurier“-Interview (Dezember 2002) gesagt, dass er beim Italienisch-Lernen „von drei Jahren Latein in der Schule profitiert“. Haben Sie während ihres Medizinstudiums ähnliche Erfahrungen gemacht?

Dr. Schopp: Ja unbedingt, es ist ein gutes Gefühl Fachausdrücke richtig zu deklarieren.

Cursor: In den letzten Jahren wurde damit begonnen, im Lateinunterricht neben der sprachlichen auch die kulturelle Note des Faches zu betonen. Wie sehen Sie diesen Wandel?

Dr. Schopp: Unbedingt wichtig, diese Sprache erhält dadurch Leben – das sie allerdings, wenn man mit offenen Augen durch die Welt geht, ohnehin hat.

Cursor: Welchen Stellenwert soll der Lateinunterricht in den AHS in Zukunft haben?

Dr. Schopp: Den gleichen wie bisher. **Cursor:** Wie wird Österreich bei der Fußball-Europameisterschaft abschneiden?

Dr. Schopp: Wir werden das Finale unglücklich verlieren.

Cursor: Herr Dr. Schopp, herzlichen Dank für das Gespräch!



„Making of“ <http://latein.eduhi.at> – ein Blick hinter die Kulissen

Peter Glatz und Andreas Thiel

Österreichs größter und frischester Latein-Site ist immer topaktuell. Dafür sorgt ein unermüdliches Team an Mitarbeitern, allen voran Dr. Andreas Thiel/Linz, Mag. P. Christian Brandstätter OCist/Wilhering und Mag. Peter Glatz/Leonding. Unser Site – Sie haben richtig gelesen: der „Site“ leitet sich von lat. situs ab und ist daher als männlich einzustufen – bietet jedem etwas: Schülern, Lehrern, Eltern, einfach allen an den Klassischen Sprachen Interessierten. Egal, ob Sie Unterrichtsmaterial brauchen, für Ihre Geburtstageinladung Ihren Geburtstag auf römische Art und Weise verschicken wollen, einen Fernseh- oder Kinofilm zur Klassischen Antike sehen wollen, wissen wollen, wieso im „Parlament“ „palavert“ wird, für Ihr Wochenende eine tolle Veranstaltung suchen, gute Informationen zu einem klassischen Thema oder zu den weiter rasant steigenden Latein- und Griechisch-Schülerzahlen in Österreich und Deutschland brauchen, an einem Latein-Übersetzungswettbewerb teilnehmen wollen, etc. – Sie werden jedenfalls bei uns fündig.

Und selbst, wenn Sie einmal in der Notlage sind, eine lateinische Rede halten zu müssen – unser neulateinisches Glossar bietet Ihnen sofort die richtigen Worte. Suchen Sie neuerschienene Bücher, Zeitschriftenartikel oder DVDs zu Latein und Griechisch? Unsere topaktuelle Medienabteilung bietet Ihnen einen gut sortierten Überblick. Last, but not least: was auch immer Sie suchen – probieren Sie es mit der umfangreichen Suchfunktion. Über 3500 Einträge, davon weit mehr als die Hälfte eigener Content,



Andreas Thiel

bieten umfangreiche Information zu vielfältigen und oft überraschenden Themen. Vgl. dazu die Auswahlliste von empfehlenswerten Suchbegriffen im Kasten.

Eine Seite dieser Dimension hat natürlich viele weitere Väter und Mütter. Allen voran das sehr engagierte Team der Fa. EDUCATION HIGHWAY GmbH – Innovationszentrum für Schule und neue Technologie in Linz unter Geschäftsführer Mag. Anton Knierzinger, das die gesamte Technik zur Verfügung stellt und in Zusammenarbeit mit dem Redaktionsteam die Seite ständig weiterentwickelt. Wenn ein neues Onlineanmeldeformular, eine neue Verzeichnisstruktur oder eine neue Funktionalität gebraucht werden, sind Monika Andraschko und Christian Burger profunde Ansprechpartner. Monika Andraschko ist für den Content und die Promotion aller Gegenstandsportale am Eduhi-Server verantwortlich, Christian



Christian Brandstätter

Folgende Suchbegriffe bieten u. a. sehr gute Ergebnisse:
 Kulturwortschatz, Nuntii
 Musik, Französisch, Italienisch, Englisch, Geographie
 Cäsar bzw. Caesar, Ovid, Augustinus, Plinius, Erasmus
 Kreuzworträtsel
 Mythos, Seele, Philosophie, vita est ars, Bausteine Europas
 Atlas, trojanisches Pferd, Europa, Pyramus, Ikarus
 Word, Excel, Powerpoint, Linkliste, Linklistaufgabe,
 Upload, Recherche, Internetdidaktik, Mediendidaktik



Burger leitet das Team der Programmierer. Auf diesem Hintergrund konnte die dynamische, auf php basierende Lateinhomepage, so groß werden und es freut uns natürlich besonders, dass der Zähler sich demnächst der Millionengrenze nähern wird. In diesem Sinne danken wir dem Eduhi-Team für die hervorragende Zusammenarbeit pro rebus classicis!

Schauen Sie sich um – auf einem der größten Lateinportale im deutschsprachigen Raum und gehen Sie mit uns auf eine immer lohnende Entdeckungsreise in die spannende Welt der Klassischen Antike und der Gegenwart. Für Anregungen oder Beiträge sind wir jederzeit dankbar.

Projekt, Projektmanagement
 Ludus, Felix, „Veni, vidi, didici“
 Vokabel, Wörterbuch
 Grammatik, Literaturgeschichte, Satzanalyse
 Lehrplan, Matura, FBA, WPG
 Lauriacum, Lust auf Luxus, Ubi erat lupa, Inschrift
 Rom, Alltag, Heer, Cartoon, Witz, Astronomie,
 Bildung, Weihnacht,
 Schimpfwörter, Kalender, Limes, Briefmarke
 Wörterbuch, Textsammlung, Bibliothek, latlib, Übersetzung

Salam – Grüß Gott

Thomas Schlager-Weidinger

Über die Notwendigkeit des Dialogs von Christentum und Islam in Österreich

Ein Faktum unserer westlichen Welt und deren Staaten besteht in der Heterogenität ihrer Bevölkerungsgruppen. In einer multikulturellen Gesellschaft, die selbst vor Österreich nicht Halt macht, gibt es in diesem Zusammenhang drei Verhaltensmodi: das Gegeneinander, das Nebeneinander oder das Miteinander. Für die Beurteilung der beiden letztgenannten – die erste Variante ist weder aus humanitären noch aus gesellschaftspolitischen Gründen Ernst zu nehmen – ist immer auch der spezielle Blickwinkel der Betrachtung mit zu berücksichtigen. Weder das „Schwarzsehen“ („Der Islam als die zentrale Bedrohung unserer Kultur!“) noch die „Blauäugigkeit“ („Der Islam als schrankenlose Selbstverwirklichung!“) fördern letztlich das friedliche Miteinander. Der Sache und den Menschen dienlich ist vielmehr der „Weitblick“, welcher beider Augen bedarf: des wertschätzenden und des kritischen. Für die Wertschätzung - ohne diese zentrale Voraussetzung kann kein Dialog gelingen - sei auf die folgende Äußerung von Kardinal König hingewiesen: „Jeder Religion sollte man sich nicht von ihren äußersten Rändern her nähern, sondern aus deren schönster Mitte!“ Der wachsame kritische Blick kann sich am folgenden Zitat des niederländischen Jura-Professors Paul Cliteur schärfen: „Wenn die westlichen Gesellschaften glauben, sie hätten keine Kernwerte, für die es sich (mit friedlichen Mitteln) zu kämpfen lohnt, dann gibt es für Immigranten auch keinen Grund, diese Werte zu akzeptieren.“ So wie der Weitblick einer differenzierten Wahrnehmung bedarf, hat dies auch für die Sprache zu gelten. Nicht selten kommt es zu einer Vermischung von Islam (Religion) und Islamismus (Politik), auf den sich die kritische Äußerung Cliteurs bezieht. Selbstverständlich gibt es den Islam genauso wenig, wie das Christentum, das Judentum oder den Sozialismus.

Den wertschätzenden und kritischen „Weitblick“ sehe ich am ehesten in Form des liberalen Multikulturalismus verwirklicht. Dieser geht davon aus, dass rechtliche, soziale und politische Diskriminierung dem Gedanken des Multikulturalismus entgegenstehen und fordert daher folgerichtig deren Beseitigung und die strikte Einhaltung der Bürger- und Menschenrechte. Darüber hinaus sollen alle kulturellen und religiösen Gruppen unterstützt werden, ihre Identität zu wahren, welche als

Voraussetzung für das Wohlergehen eines Individuums gesehen wird. Es ist jedoch anzumerken, dass eine gemeinsame politische Kultur die Grundlage einer funktionierenden Gesellschaft ist. Auch wenn sich eine genauere Bestimmung des Begriffes „Kultur“ als problematisch erweist, kann und muss damit die Bejahung der demokratischen Werte und der Menschenrechte als gemeinsame „Leitkultur“ gemeint sein. Der Dialog auf der religiösen Ebene - sozusagen auf gleicher Augenhöhe - kann dieses oft sehr mühsame Zusammenkommen unterstützen. Als unverzichtbare Voraussetzung bedarf es hierfür dialogbereiter und -fähiger Menschen auf beiden Seiten; dass es diese gibt, beweist und unterstreicht u.a. die ARGE Salam – Grüß Gott. Seit dem Oktober 2003 besteht an der Privaten Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz/Institut für Fortbildung diese Arbeitsgemeinschaft, die der Begegnung zwischen christlichen und muslimischen (Religions-)LehrerInnen dient. In den Treffen dieser 20-köpfigen Gruppe geht es einerseits um das gegenseitige Kennenlernen und um den wechselseitigen Austausch, als auch um das Entwickeln gemeinsamer Aktivitäten im schulischen Umfeld. Der wechselseitige Besuch in Kirchen und Moscheen, das Darlegen von Unterrichtsinhalten, -zielen und -materialien, die theologischen Diskussionen und vor allem das Vorstellen und Planen von gemeinsamen interreligiösen und -kulturellen Aktionen (gemeinsame Schulstunden von muslimischen und

christlichen Kindern, die jeweils ihre Religion vorstellen; Projektstage; Schulanfangs- und Schulschlussfeiern; Fußballturnier; Moschee- und Kirchenführungen; ...) ermöglichen ein Verstehen und wertschätzendes Annehmen (trotz) der Verschiedenheiten. Das gute und konstruktive Klima innerhalb der ARGE beruht in der gegenseitigen Offenheit und Wertschätzung, die einem ehrlichen und nicht immer leichten Dialog entspringen. Dass ein Treffen auf dieser Ebene möglich ist, hat aber nicht nur mit den Beteiligten zu tun, sondern mit der besondern Situation Österreichs im offiziellen Umgang mit dem Islam. Im Unterschied zu den anderen europäischen Staaten gibt es eine lange legislative Tradition. Ab 1878 stand nämlich das okkupierte Bosnien-Herzegowina drei Jahrzehnte schon faktisch unter österreichisch-ungarischer Herrschaft, ehe es 1908 annektiert und somit auch völkerrechtlich ein Teil der Habsburgermonarchie wurde. In Bosnien waren rund 600.000 Muslime ansässig. Da nun auch bosniakische Einheiten für die Habsburgermonarchie fochten bzw. Bosniaken in der Leibgarde des Kaisers dienten, waren innerhalb der k.u.k.-Armee auch Imame zur Betreuung muslimischer Soldaten tätig. 1912 wurde das "Islamgesetz" erlassen, welches auf der Grundlage des "Anerkennungsgesetzes" den Islam als Religionsgesellschaft anerkannte und den Muslimen Selbstbestimmung zusicherte. Durch das Anwachsen der muslimischen Bevölkerung





ab den 60er Jahren und der damit verbundenen Notwendigkeit der Koordination und Kooperation konstituierte sich 1979 die Islamische Glaubensgemeinschaft in Österreich (IGGIÖ) als Körperschaft öffentlichen Rechts. Sie stellt - auch wenn sich nicht alle muslimischen Gruppierungen von ihr vertreten fühlen - die offizielle Verwaltung der religiösen Belange aller im Lande lebenden Muslime dar; in dieser Funktion ist sie die erste Ansprechpartnerin der Regierung und aller öffentlichen Einrichtungen. Seit dem Schuljahr 1982/83 wird in Österreich Islamunterricht angeboten. Dies ist innerhalb Europas eine Besonderheit, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem gesetzlichen Anerkennungsstatus des Islam seit 1912 steht. Hier gilt Österreich als modellhaft, da sich positive Effekte für die Integration ergeben. Der Unterricht wird selbstverständlich in deutscher Sprache gehalten. Inzwischen gibt es ca. 40.000 muslimische SchülerInnen, die in Österreich den islamischen Religionsunterricht besuchen und dabei von rund 350 LehrerInnen an ca. 2.700 Standorten betreut werden. Seit 1998 besteht mit der Islamischen Religionspädagogischen Akademie eine eigene Institution für die Ausbildung der Fachkräfte, welche durch das Islamische Religionspädagogische Institut, das für die LehrerInnenfortbildung verantwortlich ist, ergänzt wird. Um die Größenordnung richtig einschätzen zu können, verweise ich auf die statistischen Zahlen der Volkszählung von 2001, die für Österreich einen muslimischen Anteil von 4,2 % ausweist, das sind 338.988 Muslime. Prozentuell gesehen leben in Vorarlberg (8,4 %) und in Wien (7,8%) die meisten Muslime. Wie bereits erwähnt, gibt es nicht den einen Islam, sondern Richtungen, die sich u.a. an deren Zugehörigkeit zu bestimmten Rechtsschulen differenzieren lassen. Auf

Österreich umgemünzt ergibt sich hier in etwa folgendes Bild: ca. 80% der Muslime in Österreich zählen zu den Sunniten des hanefitischen Ritus, ca. 20 % sind Aleviten, daneben gibt es noch einige wenige Sunniten anderer Rechtsschulen und vereinzelte Schiiten. Ungefähr 70 % der Muslime in Österreich haben ihre Wurzeln in der Türkei, 25% in Bosnien, die restlichen 5 % stammen aus anderen Ländern. Das Wissen um die Herkunft ist insofern von Bedeutung, da viele Konflikte nicht primär religiöse, sondern vielmehr soziokulturelle Ursachen haben (Geschlechterrollen, Kleidungs- und Feiergewohnheiten, Bildungs- und Informationszugänge, etc.). Forderungen, die mit dem Hinweis der Religionsfreiheit artikuliert werden, haben in diese Richtung hin begutachtet zu werden. Betreffen sie tatsächlich das Wesen der Religion, so ist die (Menschen-)Rechtslage klar und bindend; sind sie soziokultureller Natur, so kann und darf darüber diskutiert werden (Turn- und Kochunterricht, Beteiligung an schulischen Veranstaltungen, etc.). Aus eigener Erfahrung sei hierbei wiederum auf die gute Zusammenarbeit zwischen muslimischen und katholischen Vertretern ihrer Religion in OÖ hingewiesen, die selbst angesichts der großen medialen Unruhen bezüglich des Karikaturenstreites ein gemeinsames Procedere der Deeskalation ermöglicht hat. Auch die Lösung - in einem zum Glück nicht medial hochgeschaukelten - Kopftuchstreit an einer Welser Grundschule ist diesem Dialog zu verdanken. Selbstverständlich gibt es auch Vertreter der Religionen (auf allen Ebenen), die einander feindselig gegenüber treten und dementsprechend kontraproduktiv sind; es wäre aber ein Fehler, daraus eine allgemeine Regel zu machen. Bindend bleibt für mich als Christ der wertschätzende Umgang Jesu mit den

Menschen, die anders und sogar feindselig gesinnt sind. Auch die „goldene Regel“ („Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen! – Mt 7,12) bietet hierzu eine große Herausforderung. Das II. Vatikanische Konzil formuliert aus diesem Geist heraus ihren Umgang mit den anderen Religionen (Nostra Aetate, Art. 2 und 3.) – diese Texte eignen sich übrigens gut für den Lateinunterricht! An den zwei folgenden Zitaten kann ebenfalls die Wertschätzung des Dialogs von muslimischer Seite her abgelesen werden.

„Dialog bedeutet das Eingeständnis der Existenz und des Daseins unterschiedlicher Menschen und verschiedenartiger Kulturen. ... Er wird ... nur möglich, wenn man zum Zwecke der gegenseitigen Erläuterung und Darlegung sowie zum besseren Verständnis der Positionen gleichberechtigt und bescheiden quasi an ein- und demselben Tisch sitzt. Toleranz ist die Voraussetzung für den Dialog. Der Gipfel der Toleranz jedoch ist das Eingeständnis, dass neben der eigenen Auffassung von Wahrheit noch eine andere existiert.“
(Younes Nourbakhsh; Direktor d. Islamischen Akademie Deutschland e. V.)

„Das ist Dialog: nicht Händchenhalten, nicht Apologien und allgemeine Erklärungen über das Selbstverständliche, sondern konkrete Arbeit an Texten anderer Religionen, Gespräche über spezifische theologische Motive, die Entdeckungsreise in den Glaubenskosmos einer anderen Religion, ihrer Riten, ihrer Klänge, ihrer Poesie, ja ihrer Formen und Düfte. Der Blick auf das Fremde sollte nicht einzelnen Dialogbeauftragten überlassen werden, sondern Teil des Selbstverständnisses einer jeden Theologie werden.“
(Navid Kermani)

"Auch der Islam hat das Recht, Gotteshäuser zu errichten!"

Bischof Kapellari im Interview mit Peter Glatz

Cursor: Exzellenz, sehr geehrter Herr Bischof! In der Tagespost vom 22.9.2007 werden Sie beschrieben als „Mann der aus dem Nachdenken geborenen Differenzierungen, allergisch gegen alles Banale, Oberflächliche und Gedankenlose.“ Wenn man die Medien überblickt, so sind die Themen Islam bzw. Dialog der Religionen omnipräsent: Kopftuch, Moscheebau, Terror, Integration etc. – die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Fest verwurzelte Feindbilder und zarte Dialogversuche stehen einander gegenüber. Sind Christentum und Islam Ihrer Meinung nach überhaupt zum Miteinander fähig und bereit?

Bischof Kapellari: Wir leben in derselben Welt und sollen möglichst miteinander und nicht gegeneinander leben. Der Islam hat es aber weithin noch sehr schwer, anderen Lebensmodellen und Glaubensüberzeugungen Freiheit einzuräumen. Religion kann eine große Kraft für den Frieden und das gegenseitige Verständnis sein. Sie kann aber auch pathologisch werden und keine der Religionen ist davon ganz verschont gewesen. Papst Benedikt XVI. hat darauf in seinem berühmten Diskurs mit dem deutschen Philosophen Jürgen Habermas 2004 ausführlich hingewiesen. Jeder religiöse Mensch kann und müsste dazu beitragen, dass die humanisierende Kraft von Religion vertieft wirksam wird. Dazu gehört für uns Christen ein ständiges Lernen, eine Einübung in das Christentum, aber auch ein sich vertiefendes Wissen über andere Religionen.

Cursor: Als Sie in einem Interview in der Zeitung „Die Presse“ vom 25.8.2007 mehr Rechte für die Christen in islamischen Ländern forderten, gab es Kritik. Ihre Rede von der Bewahrung der eigenen Identität, aber auch vom Dialog für eine friedliche Koexistenz wurde demgegenüber nicht im verdienten Maße beachtet. Hat Sie das Dokument „Herausforderung Integration – Überlegungen und Forderungen aus Sicht der Kirchen und Religionsgemeinschaften“, das einige Monate später von den großen Religionsgemeinschaften in Wien vorgestellt wurde, nicht doch voll inhaltlich bestätigt?

Bischof Kapellari: Ein zwar erfreuliches Papier macht allein noch keine Wende. Auch Muslime müssten da öfter sprechen

und so die öffentliche Meinung stärker mitprägen. Ich selbst habe mich wiederholt, und wie ich glaube differenziert und fair, zu Fragen geäußert, die der Islam sich und uns in Europa und weltweit aufgibt. Dabei habe ich darauf hingewiesen, dass der Islam eine in Österreich staatlich anerkannte Religionsgemeinschaft ist und dass er selbstverständlich das Recht hat, im Rahmen der hiesigen Rechtsordnung, die auch städtebauliche Regelungen umfasst, Gotteshäuser zu errichten. Damit habe ich aber die Erwartung verbunden, dass Muslime bei städtebaulich dominanten Vorhaben das Einvernehmen mit der hiesigen Zivilgesellschaft suchen und finden, weil Integration sonst nicht gefördert, sondern behindert wird. Über Minarette selbst habe ich dabei nichts Konkretes gesagt. Auch habe ich die Erwartung ausgespro-

chen, dass islamische Gemeinschaften in Europa sich deutlich für Religionsfreiheit in ihren Ursprungsländern einsetzen. Das wurde von mancher Seite als unangemessene „Tauschmentalität“ abgetan. Ich halte diese Kritik aber nicht für berechtigt. Toleranz ist keine Einbahnstraße und Intoleranz von Christen und manchmal auch von Juden in der Vergangenheit rechtfertigt nicht islamische Intoleranz von heute. Fundamentale Menschenrechte müssten Muslime ebenso verpflichtet wie Christen. Z.B. ist Todesstrafe als Sanktion für einen Religionswechsel eine nicht hinzunehmende Brutalität.

Cursor: Es scheint im Westen tatsächlich ein diffuser autoaggressiver Trend zu bestehen, das Eigene nicht im gleichen Maße hochzuhalten, wie das Fremde. Nach den unerfreulichen Ereignissen im Rah-



Bischof Dr. Egon Kapellari, Diözese Graz-Seckau

men der Grazer Gemeinderatswahl 2008 haben Sie in im FURCHE-Interview vom 24.1.2008 Ihre Stimme gegen Redeverbote im Namen der political correctness erhoben: die anstehenden Probleme sollen in ehrlichem Dialog und ohne ideologische Einschränkungen abgearbeitet werden. Welche sind Ihrer Meinung nach die Ursachen für die Geringschätzung der eigenen Kultur in Europa?

Bischof Kapellari: Der Herausgeber der angesehenen liberalen Zeitschrift „Merkur“, Karl-Heinz Bohrer, hat vor einigen Jahren gesagt, dass es in Deutschland bei der nun schon alten „Neuen Linken“ bezüglich der eigenen Geschichte einen „kulturellen Selbsthass“ gebe. Dieser Selbsthass kennt sich zutiefst auch sich selbst nicht, weil er zu viele Ressentiments transportiert. In diesem Kontext wird vieles an geglückter Geschichte, auch an Christentumsgeschichte einfach ausgeblendet. Positiv gewendet: Wir brauchen als Europäer und zumal als Christen ein stärkeres Selbstbewusstsein. Es gibt dazu mehr als ausreichende Gründe, ohne dass wir die Schrecken der eigenen Geschichte ausblenden.

Cursor: Im selben Interview haben Sie die europäische Stabilität mit dem sensiblen Begriff „Leitkultur“ in Verbindung gebracht. Die europäische Leitkultur sei im besonderen Maß vom Christentum – freilich ohne Monopolanspruch – geprägt. Würden Sie uns das näher erläutern?

Bischof Kapellari: Der gemeinsame europäische Wertekonsens, wie er in der Europäischen Menschenrechtskonvention zum Ausdruck gebracht wird, ist besonders auch vom Christentum geprägt. Das Christentum trägt und beseelt Europa auch heute mehr, als dies öffentlich weithin bewusst ist. Romano Prodi, der frühere Präsident der EU-Kommission, hat im Jahr 2000 im Vatikan-Pavillon der Weltausstellung in Hannover auf die Bedeutung des christlichen Erbes für Europa verwiesen. Konkret nannte er den Respekt vor dem Nächsten, das Verantwortungsgefühl für die demokratische Gesellschaft und eine gesunde Skepsis gegen Utopien.

Cursor: Der Spanier Ramon Lull hat bereits im Jahr 1274(!) in seiner Schrift „Das Buch vom Heiden und den drei Weisen“ ein Modell des Dialogs vorgelegt, das für heute richtungsweisend ist. Lulls Dialog beruht auf einer Hermeneutik des Anderen, die der grundlegenden Einsicht entspringt, dass ein Dialog, in dem Denken, Glauben und Fühlen des Anderen Berücksichtigung finden, eine elementare Form der Erkenntnis und Selbsterkenntnis darstellt. Karl-Josef Kuschel hat 2007 sein Buch „Juden – Christen – Muslime. Herkunft und Zukunft“ veröffentlicht.

Eine wesentliche Einsicht daraus: Denken im Sinne des Dialogs heißt, dem Anderen Raum geben vor Gott. Man wußte bzw. weiß also durch die Zeiten das Wesentliche des echten Dialogs. Daraus resultiert eine sehr bedrängende Frage: Wieso können die Religionen ihre friedensstiftende Aufgabe so ungenügend erfüllen?

Bischof Kapellari: Ramon Lull war ebenso wie der Kardinal Nikolaus von



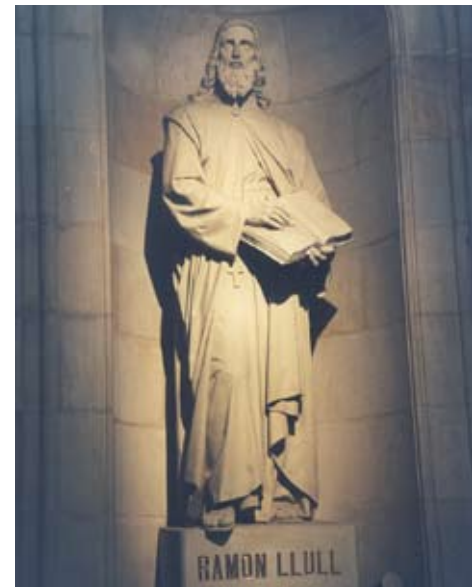
Titelblatt des 2. Bandes der Werkausgabe Lulls von 1721

Cusa mit seinem Werk „De pace fidei“ ein edler Denker, der das Friedenspotential der drei großen monotheistischen Religionen erfüllen und zur Sprache bringen wollte. Das Christentum nennt nach seiner oft schmerzhaften Auseinandersetzung mit der europäischen Aufklärung, die ja selbst starke christliche Wurzeln hatte, mindestens in seiner Theorie als Individual- und Sozialethik Inhumanität beim Namen und lehnt sie ab. Der Islam hat einen weitaus schmäleren Kanon von Menschenrechten. Das darf aber nicht übersehen lassen, dass es viele laue Christen und viele edle Muslime gibt.

Cursor: Die letzte Frage führt mich zum Thema Bildung. Echte humanistische Bildung, also Bildung auf der Grundlage der klassischen Sprachen der Antike, stellt den Menschen in das Zentrum ihrer Überlegungen. Es geht ihr um „die Kenntnisse jener komplexen Formen und Gestalten, in denen sich Menschsein realisieren kann“, wie Konrad P. Liessmann formulierte. Wilhelm von Humboldt meinte, dass dabei die griechische Antike einen generellen

bildungstheoretischen Vorrang habe. Hat humanistische Bildung aus Ihrer Sicht bzw. aus Sicht der Kirche Zukunft? Wenn ja, wie könnte man sie fördern?

Bischof Kapellari: Die europäische Kultur lebt in besonderem Maße aus dem Erbe der griechisch-römischen Antike. Demokratie und Rechtsstaatlichkeit sind ohne die einander ergänzenden Traditionen der klassischen Philosophie nur schwer vorstellbar. Sokrates, Platon, Aristoteles, Cicero, Vergil oder Seneca haben Werke von später nur selten erreichter Meisterlichkeit hinterlassen und durch ihre Theorien viele Christen und andere Humanisten entscheidend geprägt. Martin Heidegger hat gesagt, dass Zukunft Herkunft braucht. Ohne die Pflege der vielfältigen geistigen Fundamente wird das Haus Europa nicht stabil sein. In Allianz mit anderen Gemeinschaften haben die Kirchen ungemein



Statue des Ramon Lull an der Universität Barcelona

viel getan, um das kulturelle und religiöse Erbe, und dabei auch das Erbe der Antike, in Europa zu pflegen und immer wieder jungen Menschen zu erschließen. Das ist ein Dauerauftrag auch für die Zukunft.

Cursor: Welches literarische Werk aus der lateinischen Tradition Europas schätzen Sie besonders?

Bischof Kapellari: Die Aeneis und die Vierte Ekloge des Vergil und die Metamorphosen des Ovid.

Cursor: Eine letzte Frage: werden sie bei der Fußball-Europameisterschaft vor dem Fernseher sitzen?

Bischof Kapellari: Ich kann mich gut in die Begeisterung anderer für den Fußballsport einfüllen. Für mich ist der Fußballsport aber eher kein Lebensmittel.

Cursor: Herr Bischof, herzlichen Dank für das Gespräch!

Begegnung mit dem Islam

Peter Glatz

Rekordbeteiligung beim 22. Übersetzungswettbewerb Latein und Griechisch in OÖ am 12.3.2008 in Linz. Über 100 SchülerInnen aus 15 Gymnasien nahmen heuer an der Landesolympiade Latein und Griechisch teil, die von der Arge LATEIN OÖ unter dem Thema „Begegnung mit dem Islam“ veranstaltet wurde.

Erfreulich, dass der Aufwind für die klassischen Sprachen – in Deutschland gibt es seit kurzem bereits mehr als 800.000 Latein-Schüler, zudem hat sich im Bundestag Anfang März 2008 eine Gruppe „Parlamentarier Für Klassische Sprachen“ formiert – auch in Oberösterreich immer mehr spürbar wird. Bereits in Vorbereitungskursen an den Schulen hatten sich viele Gymnasiasten mit dem topaktuellen Thema auseinandergesetzt. Das Thema Islam ist in den Medien omnipräsent: 9/11, die Kopftuchfrage, die dänischen Mohammedkarikaturen, das EU-Beitrittsansuchen der Türkei, der Bau von Moscheen in Europa etc.

Was können dazu zum Teil Jahrhunderte alte, noch dazu lateinisch geschriebene Texte beitragen? Die Antwort: enorm viel. Im Spanien des 13. Jh. n. Chr. hat z.B. der Katalane Ramon Llull, lat. Raimundus Lullus, im Jahr 1274 einen bemerkenswert tollen Text verfasst: *Liber de gentili et tribus sapientibus* – Das Buch vom Heiden und den drei Weisen. In diesem Werk wird eine Qualität des Dialogs der Religionen vermittelt, hinter der wir heute meilenweit zurück liegen. Folglich könnten wir aus der Lektüre dieses bahnbrechenden Werkes Entscheidendes lernen.

Um was geht es? Drei Weise, Angehörige der drei großen monotheistischen Buchreligionen, treffen sich vor den Toren einer Stadt eher zufällig und kommen ins Gespräch. Sie beschließen, gemeinsam ein Stück des Weges zu gehen, um einander näher kennen zu lernen. Einer von ihnen sagt: „Ach Gott, ein wie großes Gut wäre das, wenn wir alle, die wir in dieser Welt leben, in einem Gesetz und einem Glauben sein könnten; so, dass Streit und Hass nicht unter den Menschen wären, die sich gegenseitig hassen wegen unterschiedli-

cher Glaubensüberzeugungen und gegensätzlicher Gesetze unterschiedlicher Völker.“ Unterwegs treffen sie in einem Wald einen Heiden, der von Todesfurcht geplagt umherirrt und ihnen folgende Bitte unterbreitet: „Wenn es etwas gibt, wodurch ihr mir Gott beweisen und meine Seele zur Erkenntnis der Auferstehung hinführen könnt, so bitte ich Euch, dies zu tun. Denn wie ihr seht, vermag ich Euch mein Leid mit Worten nicht zu schildern, das der Gewissheit entspringt, täglich dem Tod näher zu kommen und danach nichts mehr zu sein.“

Diesen Beweis versuchen nun die drei Weisen – jeder auf dem Hintergrund seiner Religion – in einer umfangreichen (und durchaus schwierigen) philosophischen Erörterung, wobei sie zuerst die Gemeinsamkeiten ihrer Religionen außer Streit stellen: Zum Beispiel den Glauben an die Schöpfung sowie die Auferstehung. Anschließend versucht jeder die Besonderheiten seiner Religion den anderen mit Vernunftgründen plausibel zu machen. Der Christ etwa argumentiert umfangreich für die Menschwerdung Gottes (Inkarnation) und die Dreifaltigkeit (Trinität). Letztere sind ja dem Juden und dem Muslim völlig unverständlich und ein Stein des Anstoßes. Die saubere Methode, an die sich die drei Weisen bei der Diskussion halten, haben sie von der Dame „Intelligenz“ erhalten, die ihnen im Wald erschienen ist. Am Ende der Diskussion bekehrt sich der Heide und betet zu Gott. Die drei Weisen wollen allerdings vom Heiden gar nicht wissen, zu welcher Religion er sich bekehrt hat(!).

Die Szene der Verabschiedung der drei Weisen ist so beeindruckend, dass sie hier im Originalwortlaut wiedergegeben wird: *Ibi valde grateranter et amicabiliter illi tres sapientes acceperunt alterutrum commeatum; et quilibet ab alio petiit veniam, si in aliquo contra ipsius legem dixisset aliquod verbum rusticale, et invicem remiserunt sibi; et cum fuerunt ad hoc, quod debuerint separari, ait alter sapientum: „De fortuna, quae nobis accidit in foresta, sequeretur nobis aliqua utilitas, si videretur nobis, quod semel in die disputaremus et sequeremur modum, quem Domina Intelligentia nobis dedit, et tanto tempore duraret nostra disputatio, quousque omnes tres haberemus unam fidem tantum et quod inter nos servaremus modum mutui honoris et servitii, ut citius posse-*



Johannes Schauer, BG/BRG Steyr Werndlpark Sieger der Landesolympiade Latein OÖ 2008 und Mag. Peter Glatz, Argeleiter Latein OÖ



mus concordare. ... Et ordinaverunt locum et horam, qua disputarent, et modum, quomodo in disputatione sibi exhiberent servitium et honorem, ut in una fide et lege possent concordare (Übersetzung: siehe Kasten rechts).

Was lehrt uns also dieser Text?

Vorurteilsfreie Kommunikation, ein völlig uneitles und von Vernunft geleitetes Ringen um die Wahrheit, ein Verstehen-Wollen des Anderen um jeden Preis, Feststellung der Gemeinsamkeiten und Akzeptanz der klar beschriebenen wesentlichen Unterschiede, die Wichtigkeit eines strukturierten Diskussionsprozesses mit gemeinsam festgelegten Regeln, die Freude an einer gemeinsamen Vision. Dieser Text zeigt eine Diskussions- und Geisteskultur auf, die der unserer heutigen Zeit meilenweit überlegen ist. Historische Kommunikation – also Beschäftigung mit dem in vergangenen Zeiten Gedachten – scheint so dringend geboten, um mit dem Lebenswissen der Vergangenheit die Gegenwart zu meistern.

Nicolaus von Kues (1401-1464) hat sich übrigens intensivst mit dem Werk Lullus beschäftigt. In seinem berühmten Werk „De pace fidei“, das anlässlich der Eroberung von Konstantinopel 1453 verfasst wurde, versammelt er die Vertreter der Weltreligionen vor Gottes Thron, damit sie dort in einem Himmelskonzil ihre Einigung diskutieren. Auch Gotthold Ephraim Lessing, der Verfasser der berühmten Ringparabel, wurde nachweislich über die Lektüre des Cusanus von den Ideen des Raimundus Lullus inspiriert. Damit kein Zweifel aufkommt: Raimundus Lullus war natürlich ein Kind seiner Zeit und hielt persönlich den christlichen Glauben für den einzig wahren, das Ziel war die Bekehrung des anderen. Das ist aufgrund seiner Biographie und seiner

Schriften eindeutig. Umso eindrucksvoller scheint es, dass er echte Toleranz in dieser Klarheit formulieren und als Beispiel darstellen konnte.

Lullus hat dezidiert eine ars inveniendi veritatem – eine „Kunst der Wahrheitsfindung“ angelegt. Theodor Pindl schreibt im Nachwort seiner Übersetzung bei Reclam (Reclam 9693) höchst bemerkenswerte, ja geradezu eindrucksvolle Sätze: Lullus „Religionsdialog entfaltet sich unter den Bedingungen des Vermögens und der Wirklichkeit des anderen. Er basiert auf einer „Hermeneutik des Anderen“, die der grundlegenden Einsicht entspringt, daß der Dialog, in dem Denken, Glauben und Fühlen des Anderen Berücksichtigung finden, eine elementare Form der Erkenntnis und Selbsterkenntnis darstellt. Der Dialog steht dabei unter der Maßgabe der noch zu findenden und deshalb zu erringenden Wahrheit, nicht unter dem Diktat der bereits gefundenen Wahrheit. Daraufhin war die Lullische Ars inveniendi veritatem programmatisch angelegt. Lull sah am Beispiel der Dominikanermission, daß jeder Dialog scheitern und letztlich in die fanatische Borniertheit der Intoleranz führen muss, wenn der eine Partner für seine Position absolute Wahrheit beansprucht und dem anderen nur beliebige Meinungen zugesteht oder ihn sogar von vornherein des Irrtums bezichtigt.“ Echter Dialog bedeutet nach Lullus also: grundsätzliche Gleichberechtigung der Dialogpartner, Vollzug in Freiheit, Zielen auf Wahrheitserkenntnis. Er bedeutet keineswegs: Indifferenz oder Relativierung der Unterschiede. Diesem Gedankengebäude kann wohl nichts mehr an Echtheit und Lebensrelevanz für die globalisierte Welt von heute hinzugefügt werden.

Wie unkonventionell und über seine Zeit

hinausweisend Lullus gedacht hat, zeigt seine folgende Idee: jedes Jahr sollte eine weltweite Versammlung aller Machttäger stattfinden, bei der sie die Weltlage erörtern und gemeinsame Entscheidungen treffen sollten. Der Vergleich mit der UN-Vollversammlung ist wohl nicht weit hergeholt. Wenn diese Bemühungen Erfolg gezeigt hätten, sollte der Papst schließlich Eremit werden und sich zurückziehen. Die TeilnehmerInnen am Wettbewerb mussten je eine Passage aus diesem Werk Lullus übersetzen und interpretieren. Die gezeigten Leistungen in den drei Wettbewerbskategorien Latein Langform Unterkurs und Oberkurs sowie Latein Kurzform waren beeindruckend. Sieger in der Königsdisziplin Latein Langform Oberkurs wurde Johannes Schauer vom BG/BRG Steyr Werndlpark, den Unterkurs der Langform gewann Niklas Danninger vom Akademischen Gymnasium Linz. Die Palma victoris in der Kurzform Latein errang eine Dame, Sarah Stadler aus dem BG/BRG Bad Ischl. Die weiteren PreisträgerInnen, die Klausuren samt Übersetzungen sowie eine umfangreiche Bildergalerie finden sich auf der Homepage des Wettbewerbs, die sie mit dem Suchbegriff „Begegnung mit dem Islam“ auf Google sofort finden können.

Übersetzung

„Jene drei Weisen verabschiedeten sich dort voneinander sehr dankbar und freundlich; und jeder erbat vom anderen Verzeihung, wenn er in irgendetwas gegen das Gesetz dessen (selbst) irgendein beleidigendes Wort gesagt hätte, und sie verziehen sich gegenseitig; und als sie an dem Punkt waren, dass sie sich trennen mussten, sagte einer der Weisen: ‚Aus der Erfahrung, die uns im Wald zuteil wurde, würde uns irgendein Nutzen erwachsen, wenn wir beschlössen, dass wir einmal am Tag diskutieren und eine Methode befolgen, die uns die Dame der Intelligenz gegeben hat, und (dass) unsere Diskussion so lange dauere, bis wir alle drei nur einen Glauben haben und bis wir untereinander eine Weise der gegenseitigen Ehrung und des gegenseitigen Dienstes beachten, sodass wir schneller zur Eintracht gelangen können `... Und sie vereinbarten einen Ort und eine Stunde, in der sie diskutieren wollten, und eine Methode, wie sie sich in der Diskussion Dienst und Ehre erweisen könnten, um in einem Glauben und in einem Gesetz zur Eintracht gelangen zu können.“



Philólogos, Philósophos, Philótechnos

Klaus Bartels

Was haben ein Philologe und ein Philosoph, ein Philanthrop und ein Philatelist gemeinsam? Sie sind allesamt „Liebhaber“: Das griechische Substantiv *philos* bezeichnet den „Freund“, das davon abgeleitete Verb *philein* heißt „lieben“. So ist der Philologe ein „Liebhaber“ des *lógos*, des „Wortes“, der Philosoph ein „Liebhaber“ der *sophía*, der „Weisheit“, der Philanthrop ein „Liebhaber“ der *ánthropoi*, der „Menschen“, und der Philatelist - aber bleiben wir zunächst beim „Philologen“ und beim „Philosophen“.

Friedrich Rückert, ein studierter Philologe, reimte vor anderthalb Jahrhunderten in den „Makamen des Hariri“, die Philologen hießen „Philologen“, weil so „viele logen“. Da müsste ja die ganze Wissenschaft von A

bis Z, von der Anthropologie bis zur Zoologie, eine einzige große Lügenfabrik sein. Aber Spaß beiseite: Mit der „Philologie“ verhält es sich tatsächlich anders als etwa mit der „Anthropologie“ oder der „Zoologie“. Der griechische *lógos* bezeichnet das vernünftige, begründete und begründende Denken der Wissenschaft und dann auch das gedachte, gesprochene oder geschriebene Wort, in dem dieses Denken sich ausdrückt. So ist die Anthropologie die Wissenschaft vom *ánthropos*, vom „Menschen“, die Zoologie die Wissenschaft vom *zón*, vom „Lebewesen“. Die Philologie aber ist nicht, wie es dem entspräche, die „Wissenschaft vom Lieben“ - die hat erst Ovid in seiner „Ars amatoria“, seiner „Liebeskunst“, erfunden -, sondern umgekehrt die „Liebe zum Wort“ wie die

Philosophie die „Liebe zum Wissen“, die „Liebe zur Weisheit“. Da, wo die beiden Wörter *philólogos* und *philósophos* uns zuerst begegnen, bei Platon, bedeuten sie noch fast das Gleiche: Da ist der *philólogos* ursprünglich noch der Liebhaber des wahrheitssuchenden philosophischen Gesprächs, des Dialogs.

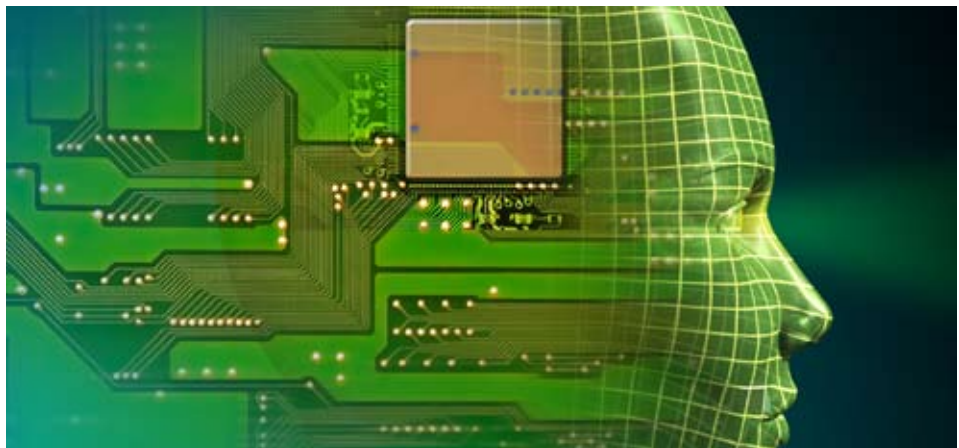
Wortprägungen wie diese haben im Griechischen nichts Künstliches an sich. Scheinbar so buchstäbliche Nachbildungen wie „weisheitsliebend“ oder „Freund der Weisheit“ für den „Philosophen“ verfehlen das Original schon deshalb, weil sie auf so hohen Stelzen daherkommen. Die unvergleichlich bildsame - sagen wir doch ruhig, nach griechischer Art: prägefrendige - griechische Sprache hat mit dem Kopf-

stück "philo"- alles verbunden, was einer überhaupt nur lieben kann. Da gibt es - um von Hunderten nur ein paar herauszugreifen - den philóbakchos, den „Freund des Weingotts“, und den philómusos, den „Freund der Musen“; den philotárichos, den „Salzfischliebhaber“ und den philosophoklés, den „Sophokles-Fan“, und zu guter Letzt sogar den philóphilos, den „Freund der Freundschaft“.

Nur den „Philatelisten“ suchen wir im altgriechischen Lexikon vergebens. Das ist künstliches Griechisch, Retortengriechisch, jung wie die Philatelie selbst, aber aus alten Stämmen zusammengebaut. Die griechische atéleia bezeichnet die „Abgabefreiheit“, die „Steuerbefreiung“. Jetzt scheint es fast, als wäre die „Philatelie“ eine feine Kavalierebezeichnung für die Steuerflucht. Aber nichts gegen die Philatelisten: Was sie lieben, sind ja nur die buntbedruckten Marken, mit denen wir unsere Briefe „frankieren“, sie „freimachen“ - so frei, wie die Franken waren -, das heißt: ihnen bis zum Adressaten, selbst wenn's um die halbe Welt geht, Abgaben- und Gebührenfreiheit sichern.

Und der philótechnos, und die „Philotechnie“? Nein, das ist keines von den Wörtern, die einem geläufig sein könnten, wohl aber eines von denen, die Geläufigkeit verdienen. Die „Philotechnie“ steht „nicht im Meyer und auch im Brockhaus nicht“ und nicht einmal im Fremdwörterbuch des Duden. „Sie stieg aus Platons Leier“, um so Morgensternisch fortzureimen, „zum ersten Mal ans Licht“. In seinem „Protagoras“ gebraucht Platon ein einziges Mal das Verb philotechnéin, in seinem „Staat“ ein einziges Mal das Adjektiv philótechnos, in seinem „Kritias“ ein einziges Mal das Substantiv philotechnía. An der letzten Stelle ist die „Philotechnie“ eng mit der „Philosophie“ verbunden: Wie die eine die „Liebe zum Erkennen, zum Verstehen“ bezeichnet, so die andere die „Liebe zum Entwerfen, zum Herstellen“. Ganz in Platons Sinne können wir bei der einen von einer „Begeisterung für die (betrachtende) Wissenschaft“, bei der anderen von einer „Begeisterung für die (eingreifende) Technik“ sprechen.

„Philotechnie“: das ist die Freude an der Lösung eines technischen Problems, am Lösen wie an der Lösung; das ist die selbstvergessene Besessenheit des Erfinders, die einen Archimedes mit dem Ruf „Heureka! Heureka!“, „Ich hab's! Ich hab's!“ splitterfasernackt aus den heißen Bädern quer durch die ganze Stadt in seine Werkstätte rennen lässt. Das geistige Abenteuer der „Philotechnie“



entspricht dem geistigen Abenteuer der Philosophie: nur dass es bei der einen ums Erkennen und Verstehen, bei der anderen ums „Bewerkstelligen“ geht. In Platons „Protagoras“ ist die „Philotechnie“ in der Werkstätte des Hephaistos und der Athene zu Hause, wo die beiden miteinander eben nicht philosophieren, sondern „philotechnieren“, wie es da heisst. Im 18. Gesang der „Ilias“ lässt Homer den Schmiedegott beiläufig eine Serie von zwanzig Dreifüßen auflegen, die auf den bloßen Wunschgedanken eines Gottes hin autómatoi, „automatisch“, durch den Göttersaal herbeirollen und wieder zurückrollen. Damit ist auch das Niveau bezeichnet, auf dem diese Hephaistische, Platonische „Philotechnie“ angesiedelt ist: Sie erschöpft sich nicht in den Niederungen einer rührigen Bastelei, sondern steigt wie die Philosophie auf in die hehren Höhen, für die wir heute das Kürzel „High-Tech“ haben.

Hätten die alten Universitäten eine derart der Philosophie verschwisterte „Philotechnie“ wohl auch, wie sie es mit der „Technik“ getan haben, aus dem Kreis der „freien Künste“ ausgeschlossen und schließlich in die Werkstattschuppen der „Technischen“ - eben nicht „Philotechnischen“ - Hochschulen verbannt? Eine müßige Frage. Schade ist es jedenfalls, das diese Platonische „Philotechnie“ den langen Marsch durch die Jahrhunderte und Jahrtausende nicht geschafft hat. Ein paar Zitate und Reflexe klappern noch nach, dann ist die glänzende Prägung und ihre Wirkung erloschen. Wie sollen wir sie ehren? Stellen wir sie hier feierlich und ehrerbietig in goldenen Lettern in das imaginäre Foyer eines imaginären technischen Museums:

FILOTEXNIA

Ein vergessenes Wort Platons
4. Jahrhundert v. Chr.

HÄUSLBAUER, AUFGEPASST

PELLETS-ÖFEN * SOLARTECHNIK * WELLNESS



der einzige Fachmarkt in Klagenfurt mit Beratung -
Planung - Lieferung - auf Wunsch Montage

Sanitär- und Heizungsfachmarkt
Klagenfurt - Südring - Ecke Lodengasse 28
Telefon 0463/22744, Telefax 0463/22744-22
shm@aon.at - www.heizung-sanitaer.at

Die Nacht der Nächte – Nox Latina Vindobonensis MMVII

Regina Loidolt

Latein ist quicklebendig – und das rund um die Uhr. Der Beweis dafür wurde in der Nacht des 20. April 2007 in Wien angetreten. Die erste Nox Latina Vindobonensis machte die lateinische Sprache und ihre Welt eindrucksvoll sichtbar und erlebbar.

Veranstaltungsorte waren fünf Wiener Innenstadtschulen, eine Volksbankfiliale und das Institut für klassische Philologie, Spät- und Mittellatein der Universität Wien. Die Veranstalter, LateinlehrerInnen mit ihren SchülerInnen, unterstützt von der Universität und der Wiener Stadtarchäologie, hatten sich zwei Ziele gesetzt: einerseits den BesucherInnen eine Vorstellung von den verschiedenen Bereichen des antiken Lebens zu geben und andererseits aufzuzeigen, wie die lateinische Sprache auch heute noch unsere Welt durchdringt.

So konnte man nicht nur bei Öllampenschein die Reste des Lagers von Vindobona sehen und in einem virtuellen Spaziergang durch das antike Rom schlendern, sondern live miterleben, wie römische Kleidung, Musik und Kulinarik wieder vor unseren Augen, Ohren und Gaumen erstanden. In einer „demonstratio vestimentorum Romanorum“, einer römischen Modenschau, zeigten 20 SchülerInnen des Wasagymnasiums verschiedene römische Modelle von der Tunica und Toga bis zum

Reisemantel und von der Abendtoilette bis zum Bikini, nach römischen Darstellungen und Beschreibungen hergestellt von Prof. Weithofer. An der Universität wurden die Lyra und andere griechischen Angaben nachgebildete Instrumente zu original homerischen Versen zum Klingen gebracht. Schließlich konnte man sich im ORG Hegelgasse an „Mac Romans“ laben, die – vom Brot abgesehen – original nach römischen Rezepten des römischen Meistertochts Apicius hergestellt worden waren. Dazu hörte man die tragische Liebesgeschichte von Dido und Aneas und glaubte das trojanische Pferd sei nach Wien gebracht worden: in Wirklichkeit war es ein von SchülerInnen der Neulandschule hergestelltes Modell.

Wer es lieber wissenschaftlich wollte, konnte sich an zwei universitären Vorträgen erfreuen, die über „Hochzeit und Rosenkrieg“ sowie „Geld und Wert“ im alten Rom umfassend informierten. Apropos Geld: Der Sketch „Ubi est nervus rerum?“ zeigte auf unterhaltsame Weise, dass lateinische Sprichwörter so sehr in unserer Welt weiterleben, dass ein Sketch, der hauptsächlich aus solchen lateinischen Redewendungen besteht, auch heute noch verstanden wird.

Somit sind wir schon beim zweiten Aspekt der Nox Latina, der Langen Nacht des Lateinunterrichts, angelangt: dem Fortleben des Lateinischen in unserer Zeit. Ein Theaterstück, aufgeführt von SchülerInnen der Bernoullistraße, zeigte eindrucksvoll das Fortleben des Lateinischen in den roma-

nischen Sprachen – ebenso wie moderne Songs im lateinischen Sprachgewand. Yesterday, Bridge over troubled waters und andere Songs, diesmal als „Heri“ und „Pons super amnem magnum“ begeisterten die Zuhörer. Völlig auf seine Rechnung kam der an der Antike orientierte zeitgenössische homo ludens in der Stubenbastei: er konnte dort die ganze Nacht bei traditionellen oder virtuellen Spielen antiken Inhalts zubringen. Dazu übrigens ein heißer Linktipp: geben Sie auf www.lateinform.at den Suchbegriff „Spiel“ ein – sie werden erstaunt sein, wie topaktuell die Antike am Spielmarkt vertreten ist. Ein besonderer Höhepunkt, der auch medial große Beachtung fand, war die Präsentation „Was hat Harry Potter mit Latein zu tun?“ durch Kollegin Trankwitz im Schottengymnasium. Sie erklärte den staunenden Zuhörern, dass die Autorin Joanne K. Rowling, selbst studierte Lateinerin, sowohl im Bezug auf die Namen ihrer Personen als auch für die Zaubersprüche direkte Anleihen aus dem Lateinischen genommen hat. Den Entwaffnungszauber „Expelliarmus“ versteht man erst, wenn man die lateinischen Wörter „expellere“ = „vertreiben“ und „arma“ = „Waffen“ kennt. Und auch, warum Dumbledore mit seinem weißen Bart „Albus“ heißt und der Hausmeister, der alles sieht, den Namen „Argus“ trägt und so an das gleichnamige hundertäugige Ungeheuer der griechischen Mythologie erinnert. Dass es „Harry Potter“ natürlich auch auf Latein gibt, versteht sich somit schon fast von selbst. Interessantes Detail am Rande: Der vollständige lateinische Text ist immer noch um 130 Seiten kürzer als das Original. „Warum?“, werden Sie fragen. Weil sich das Lateinische aufgrund seiner speziellen Struktur um vieles prägnanter und effizienter auszudrücken versteht als die modernen Sprachen. Kehren wir noch einmal zur Nox Latina Vindobonensis zurück: Bei dem enormen Interesse an dieser Nacht, das sich sowohl an der hohen Besucherzahl von ca. 1200 Personen als auch an den zahlreichen Hinweisen und Berichten in den Medien gezeigt hat, lässt sich abschließend mit Freude sagen, dass diese Nacht ein voller Erfolg war. „Ad multas noctes“.



Hüte dich vor den Iden des März, Cäsar!

Renate Glas

Für die Iden des März, den 15. März 44 vor Christus, war die Senatssitzung angesagt worden, in der die Verschwörer den allmächtigen Diktator C. Iulius Caesar beseitigen wollten.

Später berichtete man von allerlei Vorzeichen, die dieses Unheil ankündigten: Feuer am Himmel, Donner, den man weithin durch die Nacht hören konnte, eine alte eiserne Tafel, die in einem alten Grab gefunden wurde und die die baldige Ermordung eines Nachkommen des Iulus, eines Ahnherrn der Römer, mit einer anschließenden Katastrophe Italiens ankündigte, ein Opfertier ohne Herz, das Caesar opferte...

Aber das alles konnte einen siegesgewohnten und erfolgreichen Politiker wie Caesar nicht erschüttern. Erst, was er selbst und seine Frau Calpurnia in der Nacht vor den Iden des März träumten, stimmte den Imperator nachdenklich, wie der Biograph Sueton berichtete.

In seinem eigenem Traum sah sich Caesar selbst über Wolken schweben und Jupiter, dem höchsten der römischen Götter, die rechte Hand reichen. Caesars Ehefrau Calpurnia soll einen

fürchterlichen Albtraum gehabt haben, der im Einsturz des Giebels ihres Hauses gipfelte. Dort war auf Senatsbeschluss ein Firstschmuck zu sehen, der auf die Bedeutung und Würde des Mannes hinwies, der unter diesem Dach wohnte. Auch öffneten sich plötzlich von selbst die Türen ihres Schlafzimmers.

Der Höhepunkt des Albtraumes war allerdings, dass Calpurnia ihren erdolchten Mann Caesar in ihren Armen hielt.

Geschockt von diesem Albtraum und voller Furcht bat Calpurnia Caesar inständig, an den Iden des März der Senatssitzung fernzubleiben oder sich wenigstens von einem Opferbeschauer Rat einzuholen.

Der Schriftsteller Plutarch berichtet, dass Caesar, veranlasst durch das Verhalten seiner Frau, die er noch nie so erregt und furchtsam erlebt hatte, Opferbeschauer aufsuchte. Und da diese Zeichen unglücklicher Vorbedeutung sahen, wollte er die Senatssitzung absagen lassen.

Brutus, einer der Verschwörer, sah das lange geplante Vorhaben an einem Albtraum einer Frau scheitern und

appellierte an den Mann in Caesar. Brutus spottete, dass Caesar sich von abergläubischen Vorstellungen beeinflussen lasse.

Auf dieses taktisch geschickt angelegte Vorgehen reagierte Caesar wie erwartet. Der Meister der Manipulation ließ sich manipulieren.

Er verließ das Haus und begab sich in den Senat. Unterwegs erhielt er noch eine Schriftrolle, in der genaue Details über die Verschwörung zu lesen waren. Doch zum Lesen kam er nicht mehr. Der letzte, der ihn vor dem Senat lebend gesehen hatte, war der Seher Spurinna, der Caesar vor den Iden des März gewarnt hatte.

Caesar erblickte Spurinna, ging auf ihn zu und sagte abfällig: „Die Iden des März sind da!“

Spurinna soll geantwortet haben: „Da sind sie, aber noch nicht vorüber!“

Wer Lust auf das lateinische Original hat:

„Spurinnamque irridens et ut falsum arguens, quod sine ulla sua noxa Idus Martiae adessent: quamquam is venisse quidem eas diceret, sed non praeterrisse.“ (Sueton, Divus Iulius 81)

Caesar gekidnappt – eine Anekdote bei Sueton

75 v. Chr. fuhr Caesar nach Rhodos, um zur Vollendung seiner Redekunst den Rhetor Apollonios Molon zu hören. Dabei geriet er beim Inselchen Pharmakussa südlich von Milet in die Hand kilikischer Seeräuber.

Caesar lachte die Piraten aus, die anfänglich nur 20 Talente Lösegeld für ihn gefordert hatten. Er empfand ihre Forderung für seine Person als lächerlich niedrig und bot ihnen freiwillig an, 50 zu zahlen. Caesar behandelte seine Kidnapper eher wie Untergebene und gab ihnen Befehle. Er verfasste Gedichte und Geschichten während seiner achtunddreißigtägigen Gefangenschaft und las sie ihnen vor. Wenn sie ihm nicht gebührend Bewunderung zollten, beschimpfte er

sie furchtlos als kulturlose Barbaren. Außerdem trieb er auch Späßchen mit ihnen und sagte ihnen im Scherz, er werde sie alle hängen lassen, wenn er erst einmal wieder frei sei - den Piraten sollte wenig später das Lachen über diesen "Scherz" vergehen. Nachdem Cäsar die Geldsumme aufgebracht hatte und freigesetzt worden war, nahm er mit Hilfe der Küstengemeinden sofort die Verfolgung der Seeräuber auf, stellte sie und machte viele Gefangene. Als der Statthalter von Asia, Marcus Juncus, die Seeräuber als Sklaven verkaufen wollte, kehrte Cäsar umgehend nach Pergamon zurück und ließ die dort in Gewahrsam liegenden Seeräuber auf eigene Faust kreuzigen.



Philosophische Positionen im 20. Jahrhundert zur Philosophie des Geistes

Peter Grunert

Psychologische Untersuchungen um die Jahrhundertwende erbrachten Fallbeschreibungen mit isolierten und sehr bizarren Ausfallsmustern. So wurden Störungen von selektivem Nichterkennen von Objekten bei sonst intakter visueller Wahrnehmung (Objektagnosie) beobachtet. Einigen Patienten war gar nicht klar bzw. bewusst, Ausfälle zu haben (Anosognosie). Im Extremfall war einem sonst normal intelligenten Patienten nicht bewusst, dass er visuell nichts mehr wahrgenommen hatte. Man fand Störungen, die mit einem nicht Beachten einer ganzen Körperhälfte einhergingen (Neglect). Diese Patienten wirkten halbseitig gelähmt, oder sie zeichneten beim Abzeichnen eines Gegenstandes nur eine Hälfte davon auf Papier. Diese und viele weitere Symptome machten deutlich, dass die Methode der reinen Introspektion, wie sie die idealistische Philosophie gefordert hatte, für eine objektive Beschreibung des Phänomens Bewusstsein und der Bewusstseinszustände nicht hinreichend ist. Auf der anderen Seite machten die Ergebnisse der Hirnforschung um die Jahrhundertwende deutlich, dass an den anwachsenden empirischen biologisch-physikalischen Ergebnissen auch kein Weg vorbeigeht. Unter diesen Prämissen wurde versucht, das Verhältnis von Leib und Seele in den Begriffen von „Gehirn“ und „Geist“ oder „Mentale Zustände“ gegen „Physikalische Zustände“ neu zu definieren.

Die Terminologie veränderte sich und die Seele und ihr Verhältnis zum Körper wurden in anderen Begriffen und Konzepten diskutiert. In der gegenwärtigen Debatte spielen Begriffe aus der analytischen Sprachphilosophie eine wichtige Rolle, wie z.B. Intentionalität, Qualia, semantischer Gehalt, phänomenaler Gehalt, Repräsentation etc.

Unter intentionalen Zuständen versteht man alle bewussten Zustände, die auf ein Objekt oder Ziel hin gerichtet sind, einschließlich bewusster Wahrnehmung, Empfindung und Denken, deren Charakteristikum es ist, dass sie sich sprachlich in der Form: ich glaube, dass p..., ich wünsche, dass q... etc. ausdrücken lassen und sich bezüglich ihrer Aussage damit auch bewerten lassen. Das Quale oder Qualia ist der spezifische subjektive Gehalt des Wahrgenommenen und entspricht

beispielsweise dem Empfinden der Farbe blau, wie sie der betreffende Mensch eben erlebt. Semantischer Gehalt will die Bedeutung ausdrücken, die eine geordnete Struktur wie Sätze, Netzwerke, Zellverbindungen besitzen. Der phänomenale Gehalt bezieht sich auf die bewussten Inhalte, die eine Person erlebt, die neben dem Wahrnehmungsgehalt von Gegenständen auch die Wahrnehmung ihrer selbst als historische Person und Einheit beinhalten. Die Repräsentation drückt wiederum eine charakteristische Relation zwischen zwei Objektklassen mit semantischem Gehalt aus. So könnten zum Beispiel die bewussten Zustände die neuronale Aktivität repräsentieren. Auf der anderen Seite ist der Begriff des Körpers durch die Neuroanatomie und Neurophysiologie viel präziser, detaillierter und aufgefächerter geworden. Man spricht von bestimmten zellulären Schichten des Cortex, es gibt Zustandsräume für bestimmte Aktivitätsmuster, Synchronisation etc. Somit wird die Diskussion von Leib und Seele ersetzt durch eine Vielzahl konkreterer fachspezifischer Begriffe. Die Frage stellt sich dann, welches Verhältnis zwischen den abstrakten philosophischen Begrifflichkeiten und den neurophysiologischen Ergebnissen besteht.

In dieser Terminologie lassen sich die frühere Seele und ihr Verhältnis zum Leib formulieren als: Was sind Phänomenale Zustände und Qualia? Wie kann man die räumlich-zeitliche Identität einer Person fassen? Gibt es objektive Kriterien für eine Identität? Wie werden phänomenale Zustände auf biologischer Ebene realisiert?

Ab den 40iger Jahren kam die Entwicklung von Computern noch hinzu, deren Fähigkeiten zu weiteren Fragen Anlass gaben: Haben auch Computer intentionale Zustände? Sind mentale Funktionen auch außerhalb des biologischen Bereichs realisierbar?

Die Erfolge der Hirnforschung führten dazu, dass vor allem materialistische Positionen mit unterschiedlicher Differenzierung die Oberhand bekamen. Folgende Positionen in der Gegenwart können wir unterscheiden, welche die Beziehung zwischen mentalen bewussten Erlebnissen und ihrer materiellen Grundlage klären möchten:

- Substanzdualismus (Eccles)
- Eigenschaftsdualismus (Popper)

- Behaviourismus (Skinner)
- Logischer Behaviourismus (Ryle)
- Typenidentität (Smart, Place)
- Tokenidentität/Nichtreduktiver Materialismus (Davidson)
- Funktionalismus/Representationismus (Fodor)
- Abstraktionismus (Dennett)
- Konnektionismus/Eliminativer Materialismus (Churchlands)

Die Positionen entsprechen der zeitlichen Entwicklung, aber auch inhaltlich reicht in dieser Reihenfolge die Abstufung von einem Dualismus am Anfang bis zum Eliminativen Materialismus bei den Churchlands.

SUBSTANZDUALISMUS

Die Position des interaktiven Dualismus, wie sie der Neurophysiologe Eccles vertreten hat, entspricht der Einstellung des Descartes – nur ohne die Pinealis als das Organ der Seele. Die Vorstellung von einer wechselseitigen Beziehung zwischen einer mentalen Substanz und dem Gehirn ist zwar logisch möglich, aber unwahrscheinlich, weil sie dem physikalischen Energieerhaltungssatz zuwiderläuft. Darüber hinaus ist die Annahme eines mentalen deus ex machina auch noch keine Erklärung für die Funktionsweise der mentalen Phänomene. Zusätzlich folgt aus der Tatsache, dass man etwas zur Zeit noch nicht materialistisch erklären kann, nicht automatisch, dass es mental erklärbar ist. Auch wenn zwei getrennte Substanzen derzeit kaum vertreten werden, wurde die Position von Eccles durch seine populären gemeinsamen Publikationen mit Popper mit dem Titel: "The self and the brain" bekannt. Meiner Meinung nach ist die Bedeutung dieses Buches auch darin zu sehen, dass hier zum ersten Mal ein enger Dialog zwischen einem Philosophen und einem Hirnforscher gesucht wurde. Dieses Beispiel trug dazu bei, dass eine ganze philosophische Richtung von den Churchlands ins Leben gerufen wurde, die sich als Neuophilosophie bezeichnet und gerade diesen engen Kontakt zur Hirnforschung sucht.

EIGENSCHAFTSDUALISMUS

Popper selber vertritt keinen Substanzdu-

alismus. Für ihn waren Gehirn und Geist keine getrennten Wesenheiten, sondern das materielle Gehirn kann ohne weiteres die Grundlage für mentale Zustände sein, bloß sind die mentalen Zustände nicht auf materielle reduzierbar und haben somit zu den rein materiellen Zuständen unterschiedliche Eigenschaften.

BEHAVIOURISMUS

Der Behaviourismus vertrat die Meinung die mentalen Zustände einschließlich der Sprache, seien bloße Verhaltensdispositionen, die der Mensch in der Kindheit durch operantes Konditionieren erwirbt. Diese Betrachtungsweise entsprach methodisch den damaligen wissenschaftlichen Vorstellungen, dass nämlich nur beobachtbare Dinge – und dazu zählte das Verhalten – sinnvoll objektiv erforschbar sind. Auf diese Weise wurde die Innenperspektive beziehungsweise der phänomenale Gehalt von Empfindungen ignoriert. Dem Schmerz z.B. entsprach dann, wie die Person beobachtbar auf den Schmerz reagierte, wie sie das Gesicht verzerrte, wie sie aufschrie etc. Auf diese Weise wurden mentale Ereignisse auf beobachtbare Verhaltensweisen reduziert. Der wichtigste Vertreter dieser Richtung, die bis

in die 50iger Jahre von Einfluss war, war Skinner.

LOGISCHER BEHAVIOURISMUS

Der logische Behaviourismus war eine sprachphilosophische Variante des Behaviourismus. Man war der Meinung, alle mentalen Begriffe und Sätze lassen sich auf physikalische beobachtbare Terme reduzieren. So könnte man, um beim Beispiel vom Schmerz zu bleiben, den Satz "ich habe Schmerzen" in "meine schmerzleitenden A/C-Schmerzfasern des Nervus ilioinguinalis sind gereizt" übersetzen.

Großen methodischen Einfluss auf diese Betrachtungsweise hatte der logische Empirismus des Wiener Kreises um Carnap, Schlick und andere, die die Philosophie von aufgedunsenen Neologismen reinigen und alles auf einfache beobachtbare Terme reduzieren wollten.

Der wichtigste Vertreter des logischen Behaviourismus war Ryle, der in seinem Werk *The concept of mind* (1949) mit den Methoden der Sprachphilosophie die dualistische Position des Descartes bekämpfte und den Mythos des Dualismus als "ghost in the machine" brandmarkte. Für Ryle beging Descartes einen Kategorienfehler, wenn er Geist und Körper als gleichbe-

rechtigtes Gegensatzpaar nebeneinander stehen ließ. Dies ist nach Ryle begrifflich genauso sinnlos wie wenn man auf einem Fußballfeld die Spieler und zusätzlich den Teamgeist laufen ließe.

Ryle formulierte noch weitere Einwände gegen Descartes, nämlich dass die kausale Beziehung und gegenseitige Beeinflussung von Körper und Geist bei ihm völlig im Dunkeln bleiben, und falls nach der offiziellen Doktrin der Geist irgendwo innen ist, bleibt die Bedeutung des Wortes „innen“ völlig unklar, da Geister nicht räumlich sind.

TYPENIDENTITÄT

Es zeigten sich bald auch Schwächen beim Behaviourismus, weil sich die mentalen Erlebnisse nicht immer auf Verhaltensweisen reduzieren ließen. Jemand der traurig war, aber einen Clown mimte, war letztlich traurig und nicht, wie es dem außenstehenden Beobachter scheinen mochte, lustig. Aber auch die sprachliche Rückführung von Sätzen über innere mentale Zustände auf physikalische Begriffe ist zurzeit nicht möglich, da wir noch nicht genügend wissen, was sich im Gehirn abspielt. Ein Ausweg bot die Identitätstheorie, die von Place(1956) und Smarts(1959) publiziert



Das "chinesische Zimmer" nach Searle

wurde. Wenn man schon die mentalen Prädikate in physikalischer Sprache nicht definieren kann, so kann man sie mit ihnen identifizieren. Somit könnte man die mentalen Zustände mit bestimmten Hirnaktivität gleichsetzen. Diese zuerst so plausible Annahme brachte bei näherer Betrachtung auch einige Probleme mit sich. Wenn nämlich zwei Personen sich im gleichen mentalen Zustand befinden, ist es notwendig, dass sie auch identische Gehirnaktivität haben. Dies ist aber unplausibel, denn das würde voraussetzen, dass alle Menschen identische Anzahl von Zellen und neuronalen Verschaltungen haben. Deshalb versuchte man, diese strenge so genannte "Typenidentität" zu lockern.

TOKENIDENTITÄT/ANOMALE MONISMUS

Donald Davidson hat Anfang 70iger Jahre diese Position entwickelt, der zufolge jedes einzelne mentale Merkmal (token) identisch mit einem physikalischen Merkmal ist. Dadurch wird nicht mehr gefordert, dass zu jedem mentalen Zustand bei jedem Menschen der gleiche physikalische Zustand bestehen muss, lediglich bei der selben Person müssen die selben mentale Zustände jeweils gleich verwirklicht sein. Er bezeichnete seine Theorie zusätzlich als anomal, d.h. ohne Gesetze, weil er der Meinung war, es gebe keine strikten psychologischen oder psychophysischen Gesetze, welche die mentalen Ereignisse auf physikalische reduzieren könnten.

FUNKTIONALISMUS

Der Funktionalismus ging auf die Entwicklung der Computertechnologie und der künstlichen Intelligenz zurück. Das menschliche Gehirn wurde als ein informationsverarbeitender Computer angesehen. Wie bei allen neuen Ansätzen zum Thema der Erklärung von mentalen Zuständen, schoss man dabei über das Ziel weit hinaus und meinte in der Anfangseuphorie, die Computer oder sogar Temperaturregler, weil sie Information verarbeiten, verfügen umgekehrt über ein Bewusstsein. Dies forderte einige Philosophen, unter anderem Searle, dazu heraus, einige grundsätzliche Ungereimtheiten aufzudecken. Er bediente sich dazu bildhaft eines intuitiven Beispiels, welches er "chinesisches Zimmer" nannte. Es handelte sich um einen Menschen, welcher der chinesischen Sprache nicht mächtig war, in einem isolierten Zimmer saß und chinesische Zeichen durch einen Schlitz empfing. Er hatte eine Reihe von festen Regeln zur Hand, mit deren Hilfe er zu den empfangenen Zeichen als Antwort

neue chinesische Zeichen produzierte. Neben den Anweisungen für die Verknüpfung der Zeichen hatte er auch beliebig große Wörterbücher zum Nachschlagen zur Seite. Das Ergebnis seiner Tätigkeit schob er als Antwort durch den Schlitz nach außen. Die Pointe war, dass der Mann im Zimmer für einen außen stehenden Chinesen Chinesisch zu verstehen schien, obwohl er es aber in Wirklichkeit überhaupt nicht konnte.

Das chinesische Zimmer ist natürlich eine Parabel auf den Computer, der über In und Output verfügt sowie über eine Anzahl von Befehlen, Anweisungen und Lexika, mit deren Hilfe er Ergebnisse leistet, so als ob er das, was er tut, auch verstünde, doch das tut er, nach Meinung von Searle, eben gerade nicht. Wenn aber der Mann im Zimmer chinesisch nicht versteht, dann auch nicht der Computer, der chinesische Schriftzeichen nach denselben formalen Regeln erzeugt und verändert. Nach Searle fehlt den Maschinen aus prinzipiellen Gründen die Intentionalität und damit das bewusste zielgerichtete Denken.

Für die einfachen Computer aus den 70iger Jahren ist sicher die Argumentationsweise Searles stichhaltig. Doch mit zunehmender Leistungsfähigkeit der Computer einerseits und der Erkenntnis der biologischen Informationsverarbeitung im Gehirn andererseits bleibt das Problem der künstlichen Realisierung von bewussten Zuständen weiter virulent.

Dazu kommt noch das praktische Problem der Kriterien, nach denen man entscheidet, ob etwas ein Bewusstsein hat oder nicht. In den 50iger Jahren schlug Turing einen pragmatischen Test vor, der im Wesentlichen auf eine Nichtunterscheidbarkeit von Antworten zwischen Mensch und Maschine hinauslief. Eine Person stellte

beliebige Fragen von beliebiger Anzahl ohne zu wissen, ob sie mit einem Rechner oder einem Menschen kommunizierte. Falls sie am Ende keinen Unterschied zu einem Menschen feststellen konnte und es sich um einen Rechner gehandelt hatte, dann hatte der Rechner den Test bestanden und man musste ihm die gleiche Intentionalität oder das gleiche Bewusstsein zubilligen wie dem Menschen.

Bislang hat noch kein Rechner den Turingtest bestanden. Es sind nicht die computermäßigen Hochleistungen wie Schachspiel, die aus der Sicht der Informatik schwierig zu programmieren sind, sondern ganz im Gegenteil die einfachsten belanglosen Zwiesgespräche aus der spontanen Situation heraus, die für die Menschen ein Kinderspiel, für die Rechner aber bislang eine unüberwindliche Hürde darstellen. In der jüngsten Vergangenheit entwickelte Jerry Fodor eine funktionalistische Theorie des Geistes, welche sich stark am Computer und der Informationsverarbeitung orientierte.

Fodor unterscheidet beim Menschen in Analogie zum Computer drei Ebenen:

MENSCH

COMPUTER

Intentionale Ebene

Berechnung einer Funktion $F(x)$

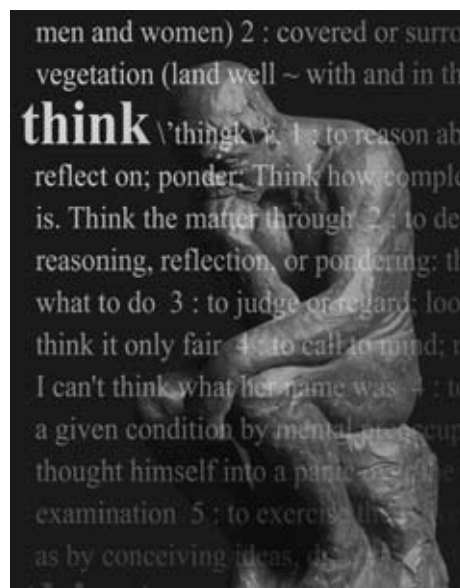
Formal symbolische Ebene

Algorithmus der Berechnung

Physikalische Ebene

Hardware

Die intentionalen Zustände bilden die höchste Repräsentationsstufe und entsprechen grob gesprochen den Gedanken, Ideen, Vorstellungen. Sie haben eine Bedeutung, d.h. einen semantischen Gehalt, und stehen in kausaler Relation untereinander, wie es die Alltagspsychologie lehrt. Bei den Computern entspricht ihnen die Idee der Berechnung z.B. einer Funktion. Die formale symbolische Ebene stellt die zweite Ebene mit einer konkreten Repräsentation und Realisation dieser intentionalen Zustände auf einer abstrakten Symbolebene dar. Diese Symbolebene ist multirealisierbar und entspricht bei den Computern der Software bzw. dem Algorithmus der Berechnung. Dieser kann natürlich in verschiedenen Computersprachen und auf unterschiedliche Weise gelöst sein. Die unterste Ebene ist die physikalische, die den Gehirnzellen beim Menschen und der Hardware bei den Rechnern entspricht. Sie ist ebenfalls multirealisierbar, d.h. die Software kann an unterschiedlichen Rechnern laufen. Die Multirealisierbarkeit impliziert, dass die menschlichen phänomenalen Zustände nichts spezifisch Menschliches sind, aber auch aus anderem



Material als dem biologischen Substrat gleich gut verwirklicht sind. Jerry Fodor vertritt, in Anlehnung an die derzeitigen Rechner, ein Top-down-Modell des Gehirns, indem sich die Erklärung von der obersten intentionalen Stufe ausgehend bis zur materiellen Realisation erstreckt. Searles Argument des "chinesischen Zimmers" würde in diesem Zusammenhang behaupten, dass kein System alleine deshalb intentionale Zustände besitzt, weil es formale Symbole aufgrund eines formalen Programms verarbeitet. Man kann deshalb bestenfalls den Computer als ein entferntes Analogon zu bestimmten Hirnleistungen nehmen, aber umgekehrt darf aus der Art, wie der Computer arbeitet, nicht auf bewusste Zustände beim Menschen rückgeschlossen werden.

ABSTRAKTIONISMUS

Daniel C. Dennett hat sich zu Beginn der 90iger Jahre intensiv mit Intentionalität, Bewusstsein und Computerintelligenz beschäftigt. Ihm ging es zuerst darum, methodisch festzustellen, wie und auf welcher Ebene intentionale Systeme, so wie der Mensch eines ist, korrekt beschreibbar sind. Ist es die unterste physikalische Ebene, oder biologisch gesprochen das

Verstehen auf zellulärer Ebene oder gar noch subzellulär, oder ist es vielmehr die funktionelle Ebene, wo man die Leistungen dieser Systeme vergleicht oder können diese Systeme nur auf der höchsten intentionalen Ebene sinnvoll beschrieben werden. Dennett argumentiert für die letztere intentionale Ebene und meint deshalb, dass aus dem Verständnis der Hardware allein nie die eigentliche verständnistragende Software zu begreifen sein wird. Er vergleicht das Bewusstsein mit einem Flugzeugsimulator, der die physikalische Ebene der Gehirnaktivität und Verarbeitung nochmals repräsentiert. Deshalb ist das Bewusstsein nicht in der Form real wie es die Neurone sind, es ist gleichsam ein Abstraktum mit schwacher Realität.

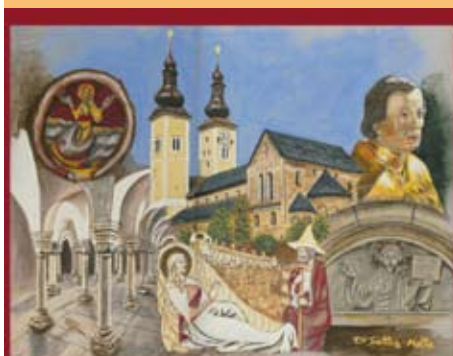
KONNEKTIONISMUS/ELIMINATIVER MATERIALISMUS

Der Konnektionismus ist eine alternative Deutung der mentalen Zustände, die sich ebenfalls auf Datenverarbeitung stützt. Sie ist aber zu der Theorie von Fodor insofern von ihrem Ansatz diametral verschieden, als sie nicht eine Top-down-, aber eine Bottom-up-Strategie verfolgt. Das Entscheidende und Hinreichende zum Verständnis der mentalen Prozesse liegt

in ihrer Verschaltung und Verbindung. Wenn man mit dem Elektronenmikroskop die Zellen und ihre synaptischen Kontakte sieht, hat man das Wesentliche bereits morphologisch gesehen. Es gibt nichts anderes Geheimnisvolles dahinter zu entdecken. Die äußerst komplexe topologische Art der Verschaltung der Synapsen ist der Träger für die mentalen Vorgänge. Es gibt kein symbolisches Programm, welches zusätzlich irgendwo abläuft. Die Art der Verschaltung oft über nur wenige Neuronenketten ist das ganze Geheimnis. Als Modell dienen die neuronalen Netze, die in den letzten Jahren sehr erfolgreich analysiert wurden und durch ihre parallele Datenverarbeitung einige ähnliche Aufgaben, wie sie auch der Mensch kann, wie z.B. Gesichter zu erkennen, erfolgreich lösen konnten. Das Ehepaar Churchland ist der Hauptvertreter dieser Richtung. Die Implikation ihrer These für die Zukunft bedeutet, dass alle Begriffe, die wir für die Beschreibung unserer intentionalen Zustände im Gebrauch haben, samt der Alltagspsychologie aus wissenschaftlicher Sicht einmal eliminiert werden – genauso wie andere Begriffe wie z.B. die drei spiritus von Galen oder die Säftelehre, nachdem man adäquate physiologische Erklärungen zur Verfügung hatte.

Buchtipps

Renate Glas und Wolfgang Granitzer
Das Hemma-Culinarium
 mit Illustrationen von Ines Leitsoni und Leo Kamper



RENATE GLAS & WOLFGANG GRANITZER

Hemma Culinarium



Mehr als ein Kochbuch!

In der Fülle der Neuerscheinungen im Kochbuchbereich findet sich mit dem „Hemma-Culinarium“ ein Mittelalterkochbuch, das Kulinarisches mit Historischem vereint. Das Büchlein macht Lust auf die vielfältige Küche des Mittelalters sowie auf Streifzüge durch das Hemmaland und einen Besuch des Gurker Doms.

Viele Rezepte der Kärntner Küche haben ihren Ursprung im Mittelalter oder sogar in der Antike. Vielleicht ist die Kärntner Küche daher in manchen Aspekten internationaler als so manches moderne Gericht. Die begeisterte Lateinerin Renate Glas hat über Jahre eine Vielzahl an Kochbüchern und Rezeptsammlungen von der Antike bis zum Mittelalter gesichtet, bearbeitet und übersetzt. Schnell fiel ihr auf, dass die Köche dieser Zeit immer wieder auf Mengenangaben bei Rezepten verzichteten, andererseits großen Wert auf gesundheitliche Aspekte und Ernährungslehre legten. Das Nachkochen durch Wolfgang Granitzer geriet so zu einem spannenden Experiment für alle Sinne.

Das „Hemma-Culinarium“ stellt weiters Gustostückerln aus dem Roman „Hemma von

Gurk“ der Kärntner Dichterin Dolores Wieser vor sowie ein Hemma-Menü, wie man es damals wohl genossen haben mag. Neben einer Fülle an Rezepten sowie interessanten Informationen zu Küche, Tisch und Keller der Hemma-Zeit, versteht sich das Buch auch als hilfreicher Begleiter auf dem Hemma-Pilgerweg: Am Ziel der Reise, im Dom zu Gurk, findet sich der Pilger vor sechs berühmten Tafelbildern, die Ausschnitte aus dem bewegten Leben der Hemma von Gurk in lateinischer Sprache beschreiben. Renate Glas hat diese Schilderungen übersetzt und im „Hemma-Culinarium“ veröffentlicht. Zusammen mit liebevollen Illustrationen von Ines Leitsoni erschließt sich so das Leben der Kärntner Schutzpatronin.

Renate Glas, Wolfgang Granitzer
Hemma-Culinarium
96 Seiten, Pappband, Euro 10,-
ISBN 978-3-7084-0263-5

Seit 22. Oktober 2007 im Buchhandel oder unter www.verlagheyne.at

Die ODE AN DIE FREUDE vereint die
europäischen Nationen in lateinischer Sprache

Hymnus Europae

Est Europa nunc unita
et unita maneat;
una in diversitate
pacem mundi augeat.

Europa ist nun vereint
und vereint möge es bleiben;
seine Einheit in der Vielfalt
möge zum Weltfrieden beitragen.

Semper regant in Europa
fides et iustitia
et libertas populorum
in maiore patria.

Immer möge in Europa herrschen
Glaube und Gerechtigkeit
und die Freiheit seiner Völker
in einem größeren Vaterland.

Cives, floreat Europa,
opus magnum vocat vos.
Stellae signa sunt in caelo
aurea, quae iungant nos.

Bürger, Europa möge blühen,
eine große Aufgabe ruft euch.
Goldene Sterne am Himmel sind die
Symbole, die uns verbinden mögen

